

Vergißeinnicht 1924

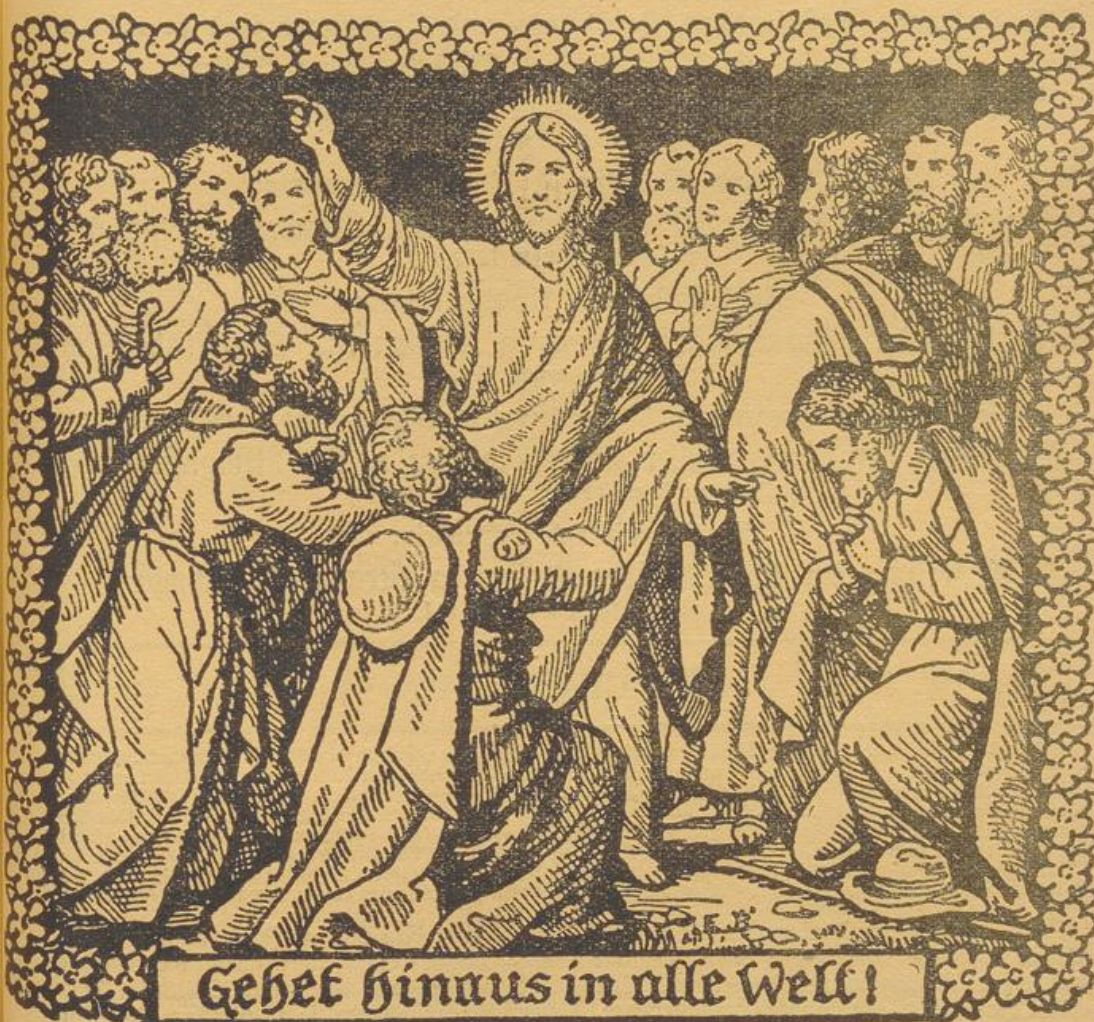
10 (1924)

Vergißmeinnicht

Illustrierte Beitschrift

= der =

Mariannhiller Mission.



Gehet hinaus in alle Welt!

Nr. 10.

Oktober

42. Jahrgang.

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer hl. Religion verwendet, weshalb der hl. Vater Papst Pius X. zu wiederholten Malen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

für die Abonnenten des Vergißmeinnicht werden täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill 2 oft 3 hl. Messen gelesen.

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint monatlich 32 Seiten stark und kostet jährlich für Deutschland 1,5 Rentenmark, für Oesterreich 20 000 Kr., für Schweiz und Lichtenstein 3 Fr., für Elsaß-Lothringen, Belgien, Luxemburg 6 Fr., für Südtirol (Italien) 7 Lire, für Tschechoslowakei 10 Kr., für Jugoslawien 25 Dinar, für Ungarn 10 000 Kr. für Rumänien 70 Lei.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicherring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194,

für Rheinland, Westfalen, Belgien und Luxemburg:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1652,

für Schlessen und Norddeutschland:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX., Sternstraße 52p
Postcheckkonto Breslau 15625,

für Oesterreich, Ungarn, Tirol, Boraßberg, Jugoslawien und Rumänien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814,

für Schweiz und Lichtenstein:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Gersau, Et. Schwyz
Postcheckkonto Luzern VII 187.

Briefauszüge.

Das Vergißmeinnicht hat schon seit vielen Jahren Auszüge aus den Briefen der Wohltäter gebracht. Immer wieder schreiben so manche, daß sie gerade durch das Lesen solcher Briefe wieder zum Gottvertrauen und Gebet angeregt wurden. Mit der Veröffentlichung dieser Briefe soll allerdings kein Urteil darüber gefällt werden, ob diese Erhebungen Wirkungen eines frommen Gebetes, auf gewöhnlichem oder außergewöhnlichem Wege eingetreten sind. Es ist sicherlich von großem Wert, wenn in unserer oft so glaubensarmen Zeit Beispiele von Gottvertrauen und Gebetsgeist angeführt werden. Wenn dadurch in manchen Seelen, die in leiblichen oder seelischen Schwierigkeiten sich befinden, wieder die Erinnerung wachgerufen wird, daß sie ein Kind Gottes sind, daß die Heiligen ihre himmlischen Freunde sind, und daß sie darum vertrauensvoll zu ihrem himmlischen Vater und den lieben Heiligen gehen dürfen, so wäre genug erreicht.

Heimlingen: Br. B. Innigen Dank der seligen Maria Theresia vom Kinde Jesu, für die wunderbare Heilung meines Fußleidens. Seit einem Jahre sind alle Spuren verschwunden.

Dank, herzinnigen, tausendfachen Dank der allerheiligsten Dreifaltigkeit, der lieben Mut-

ter Gottes, dem heiligen Josef, heiligen Antonius, heiligen Schutengel, allen lieben Engeln und Heiligen und den armen Seelen im Fegfeuer für auffallende, ja wunderbare Hilfe in acht Anliegen während der letzten 3—4 Jahre. Veröffentlichung versprochen.

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Nr. 10.

Oktober 1924.

Jahrgang 42.

Der Rosenkranzkönigin.

Dir, Maria, makellose,
Sternbekränzte Königin;
Dir, geheimnisvolle Rose,
Nah'n wir uns mit frommem Sinn.
Duft'ge Rosen, rote, weiße,
Streuen wir vor Deinen Thron
Jede einzeln, lobe, preise,
Mutter, Dich, und Deinen Sohn.

Dir, Maria, lilienreine,
Goldgeschmückte Gottesbraut;
Dir, der Frau, so schön wie keine,
Hat Gott selbst sich anvertraut.
Laß um deine Stirn uns winden
Einen weißen Rosenkranz!
Laß den schönsten Schmuck uns finden,
Der geziemt der Reinheit Glanz!

O Maria, wunderbare,
Gehre Mutter uns'res Herrn;
O, Du Keusche, Sonnenklare,
Sei uns Licht und Hoffnungsstern.
Mögen unsre roten Rosen
Hoch erfreu'n dein Mutterherz;
Dir, der einst so Freudelosen,
Jetzt versüßen Leid und Schmerz!

O Maria, tugendreiche
Tochter nach des Vaters Bild.
Königin im Himmelreiche
Herrscherin, so gut und mild.
Wir zuletzt nun auch noch streuen
Rosen, die da glüh'n wie Gold:
Uns're Herzen sind's, die treuen
Reinste Jungfrau, sei uns hold!

Nimm die Rosen, unverehrte,
Hohe Himmelskönigin
Nimm die Kränzlein, Hochgeehrte,
Nimm uns selbst und alles hin.
Stehe treu uns stets zur Seite
Mutter, Du, der Sünder Hort
Sei uns nah' im letzten Streite,
Führe uns zum sicheren Port!

Fr. Otto Heberling R. M. M.

Die Flucht des Synn.

Die Abenteuer des Kehla Igitwa in den Jahren der Gnade 1828 — 31.

Viertes Kapitel.

Ich wartete in meinem Verstecke bis es dunkel geworden war. Dann suchte ich mein Pferd auf und jagte wie unsinnig nach Tekuan zurück. Mir grauste es vor einem ähnlichen Schicksal und ich atmete erst wieder auf, als ich mit meinem Pferd die Wasser des Umgeni erreichte. Ich erstattete dem Inkos Synn Bericht, daß für den Augenblick keine Anzeichen eines beabsichtigten Kriegszuges im Königskraal zu bemerken seien und schilderte dann ausführlich die Umstände des Todes des anderen Kundschafters.

Synn strich seinen Bart, sagte, ich hätte meine Sache gut gemacht und machte mir zum Geschenk eine Portion Mais und etwas Kleiderstoff.

Als ich zwei Tage später an einem Kraale vorüberging, rief mir eine Stimme aus dem Innern einer Hütte zu: „Kehla Igitwa! Du hast dich wohl gefürchtet, als du in Umgungundhlovu warst? Komm herein zu mir, wenn du lernen willst, wie man ohne Gefahr spionieren kann!“

Die Stimme kam von einem alten Isanusi (Wahrsager), der vor etwa einem Jahre aus dem Zululande geflohen war. Ich weiß nicht wie er von meiner Expedition Kunde erhalten hatte, da ich mit niemanden darüber gesprochen hatte außer mit Nundi und Mehla. In leicht begreiflicher Neugierde bückte ich mich und kroch in die Hütte hinein.

Dem Eingang gegenüber hockte ein kleiner, alter, verwitterter Mann. Im ersten Augenblicke, als ich aus dem blendenden Sonnenlicht trat, konnte ich nichts wahrnehmen als seine glänzenden Augen, die im Dunkeln wie die einer Tiegerkatze funkelten. Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß der Mann in einer Decke gehüllt war und vor sich verschiedene Zaubermittel liegen hatte.

„Sakubona kehla! Hat der Zauber des Weißen dein Herz nicht unerschrocken erhalten, als du den Tod des Komaniso mit ansahst?“

Ich fühlte unruhig den kleinen Beutel an, den ich bei mir trug und der Medizinkräuter barg; in diesem hatte ich kleines Kreuzchen, das mir vor einigen Jahren ein weißer Inkos gab vor seinem Tode. Aber niemand außer mir wußte von diesem Kreuzchen.

„Du wunderst dich, Kehla, daß ich von deinem Zaubermittel weiß und daß ich Kenntnis habe vom Tode des Kundschafters? Ist es nicht so? Aber ich weiß alles. Wohlan, wenn du ein mutiges Herz hast, dann komme diese Nacht in meine Hütte, nachdem der Mond aufgegangen und du sollst viele merkwürdige Dinge sehen.“

„Ich bin kein Freund von Zaubereien,“ antwortete ich.

„Du fürchtest dich,“ erwiderte der Isanusi.

„Nimm den Zauber von deinem Halse und wirf ihn in die Meeresbucht. Ein Feigling hat kein Recht ihn zu tragen.“

„Ich fürchte mich nicht,“ entgegnete ich heftig, „ich fürchte nichts Lebendes, aber ich mag nichts mit Zaubereien zu tun haben.“

„So, du fürchtest nichts?“ höhnte der andere. „Nichts, nur die Lebenden und die Toten. Soll ich dich, Kehla igwala (Feigling) nennen?“

Da sprang ich wütend auf.

„Du bist ein alter Mann, sonst wollte ich dir zeigen, was ich bin!“

„Kahle, kahle,“ antwortete der Zauberer lächelnd. „Beweise es mir, daß du Mut hast und komme diese Nacht zu mir und bring ein starkes Herz mit!“

„Ich werde kommen,“ rief ich und verließ die Hütte.

Die Sache wollte mir gar nicht gefallen. Ich hatte schon viel von dem Isanusi Guba gehört und man erzählte sich schreckliche Dinge von seinen Zauberkräften. Regen zu machen war für ihn nicht schwerer als Wasser aus einem Kürbis zu gießen. Er konnte den Blick leiten, hieß es, wohin er wollte; ja, man munkelte sogar davon, daß er Tote zum Leben erwecken könne. Am Ende möchte er mich in einen Affen oder in eine Katze verwandeln; wer konnte es wissen? Indessen, ich hatte mein Wort gegeben und so wanderte ich denn zur Hütte des Zauberers, als der Mond in seinem vollsten Glanze am Himmel stand. Guba befand sich vor dem Eingang seiner Hütte und grüßte mich, als ich auf ihn zuschritt.

„Willkommen Kehla! Ich sehe, du hast keine Angst. Nun schau einmal in das Gesicht des Mondes und sage mir, was du da siehst.“



Studierende der Philosophie in unserem Scholastikat St. Joseph.

Ich sah angestregten Blickes zum Monde hinauf. Er schwamm hell und strahlend am hohen Firmamente. Glänzendes Licht ging von ihm aus, alles unter ihm wurde zu Silber und Ebenholz, je nachdem Licht oder Schatten auf die Gegenstände fiel. Aber ich sah nichts Auffallendes oder Ungewöhnliches in ihm. Es war derselbe Mond, den ich all die Jahre meines Lebens gesehen hatte. Ich schaute und schaute, bis die Augen mir wehe taten, konnte aber nur die dunklen Stellen bemerken, die wir das Mondgesicht nennen, und die ich tausendmal schon gesehen hatte. Ich senkte meine Augen zum Boden. Der Isanusi beobachtete mich scharf.

„Du bemerkst nichts? Schau nochmal hinauf!“

Ich starrte hinauf, bis mir der Kopf wirbelte, und als ich den Blick wieder senkte, sagte der Zauberer: „Gut, nun komm in die Hütte!“ Er bückte sich und kroch hinein. Ich folgte ihm etwas langsamer nach. Die Hütte war finster, nur ein kleines Kohlenfeuer glühte in der Mitte. Ich setzte mich an einer Seite des Feuers nieder und sah allsogleich die glänzenden Augen des Mannes mich durch die rote Glut des Feuers hindurch anstarren.

„Denke, denke Ijitwa,“ sagte Guba, „denke an einen Mann, der schon lange tot ist. Denke, denke, denke!“

Das lange Hinstarren auf den Mond hatte mich etwas betäubt gemacht und so dachte ich, ohne nach dem Grunde des Befehls zu fragen, den der Zauberer mir gegeben hatte, an meinen alten Inkos.

„Nein, Ijitwa, nein,“ sang Guba weiter, „denke nicht an einen umlungu, denke an einen Schwarzen, denke, denke, denke!“ *)

Ich dachte nun an einen Inkos, einen umuntu, den Isikowa, und stellte ihn mir vor, wie er gegen Tschakas Horden focht. Gubas Augen glühten wie Kohlen. Er warf etwas ins Feuer. Eine dichte Rauchwolke stieg auf; alles in der Hütte schien sich rings um mich in Nebel aufzulösen; dann sah ich mich draußen im klaren Mondlicht unter einem Haufen gebleichter Gebeine; in einem einsamen Tale mitten im Ingeli-Wald.

Der Nachtwind seufzte durch die Felsen des Engpasses, eine Eule wehklagte in schwermütigen Tönen; Schakale belferten im Gehölze. Aber ich, wer war ich? War ich Ijitwa oder Isikowa?

Es kam mir vor, ich sei ein bleiches Totengerippe unter einem Haufen von Totengerippen stehend. Ein dünner, durchsichtiger Leib wie von Rauch geformt, umfloß meine Gebeine. Unsicher schwankte mein Körper hin und her. Doch, wer war ich? Plötzlich fiel das Skelett mit Geklapper in sich zusammen. Der Ingeli war verschwunden, ich war wieder in der Hütte des Zauberers, aber ich hatte noch die äußere Erscheinung des Isikowa, obgleich dunstig wie eine Wolke und sah auf Ijitwa hin, der auf dem Boden hockte, anscheinend schlafend. Wiederum stieg mir der Zweifel auf: bin ich Ijitwa oder Isikowa?

Wenn ich meinte, ich sei Ijitwa, so sah ich vor mir die Erscheinung des Isikowa, und wenn ich glaubte, ich sei Isikowa, so drängte sich meiner Wahrnehmung die Gestalt des Ijitwa auf, wie er unbeweglich in der Hütte saß. Nun begann Guba:

„Geist des Isikowa, verführe dich zum Kraale Dingaans. Höre, was Dingaans spricht und kehre hieher zurück.“

Nun schien es mir, als segelte ich durch die Nachtluft. Mond und Sterne eilten an mir vorüber und ich stand in Dingaans Hütte. Der König schlief. Wie ein Nachtfalter schien ich durch die Nacht zurückzueilen und war wieder in des Zauberers Hütte.

„Was hat Dingaans gesagt,“ fragte Guba. Ich war wieder einen Augenblick Ijitwa und antwortete mit dumpfer Stimme: „Dingaans schläft.“

„Geist des Isikowa, gehe zu all den Kraals der Amazulu und berichte, was dort vorgeht.“

Der Geist — war es mein Geist oder der Geist des Isikowa? — begab sich von Kraal zu Kraal. In einigen Kraals herrschte tiefe Ruhe; in anderen aber sprachen die Bewohner davon, daß die abelungu „aufgefressen“ würden und daß Dingaans bald ein impi (Heer) absenden würde.

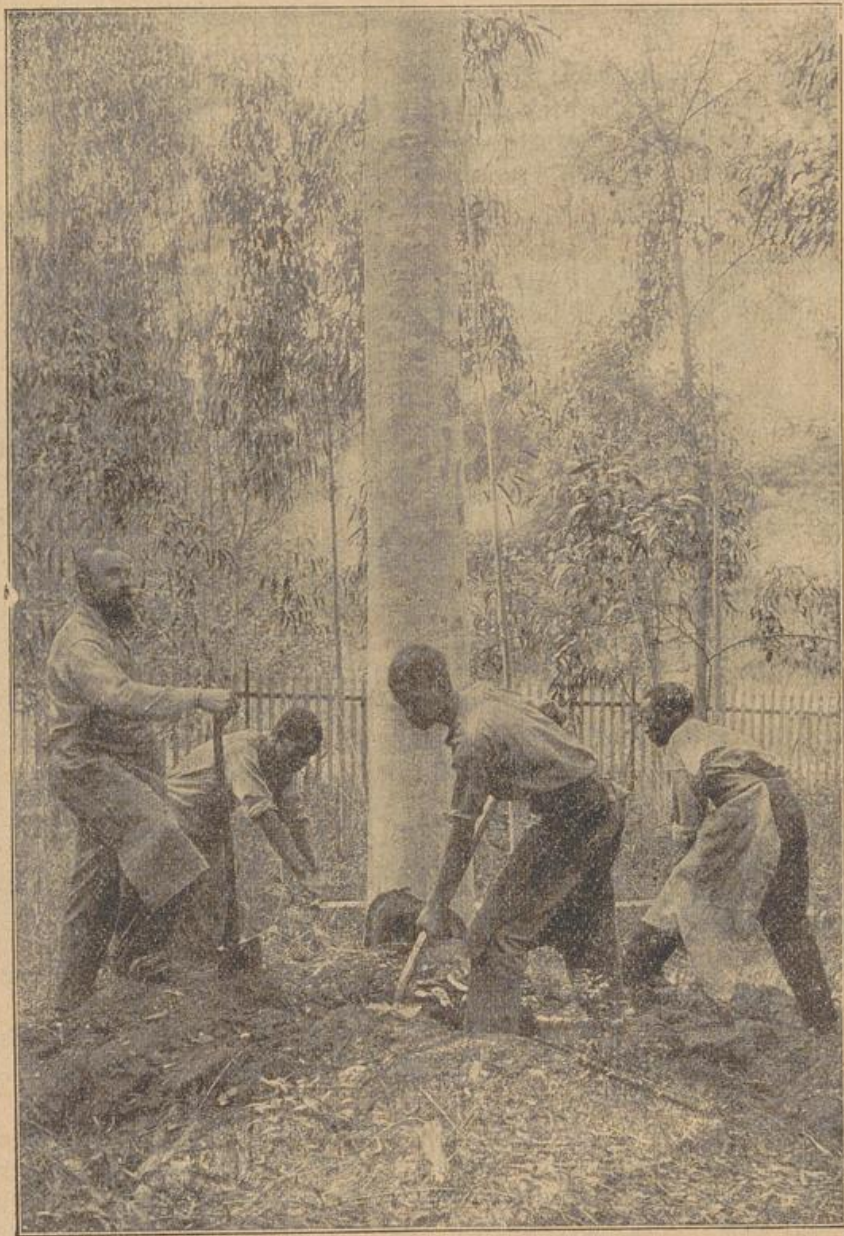
Jedesmal antwortete die Stimme des Ijitwa in dumpfen, gurgelnden Tönen und erzählte, was der Geist gesehen hatte.

Ich begab mich dahin. Aber bald fand ich mich durch unbestimmbares Gefühl nach dem Ingeli hingezogen. Plötzlich stand ich wieder im Tale der

*) Die folgenden Szenen scheinen darauf zu deuten, daß die Zauberer schon längst mit Mesmerismus bekannt waren, bevor er in Europa auftauchte.

Schlacht unter den Gebeinen der Toten. Ich hatte hier das Gefühl, als ob zwei Seelen in mir miteinander kämpften.

Einmal war ich der Geist des Isikowa, der sich bemühte, den Geist des Igitwa in dies einsame Tal zu bannen und des Igitwas Leib anzunehmen.



Beim Baumfällen im Parke von Mariannhill.

Dann war ich wieder Igitwa und versuchte meinen eigenen Leib wieder zurückzubekommen. Einen Augenblick war ich der Geist des einen, im andern Augenblick der Geist des Isikowa, dann zerrte der andere Geist gegen meinen Willen mich an den Ort dieser Gebeine zurück.

Auf einmal schien etwas in mir zu brechen — und dann war alles Finsternis um mich. —

Ich fand mich aufrecht sitzend in der Hütte des Isanusi. Der Tag brach an, die Luft war kalt, es war kurz vor Sonnenaufgang. Mit einer Art dankbaren Erschauern wurde es mir bewußt, daß ich wirklich Iztwa sei. Das Gespenst der Nacht, dessen Erinnerung mich erbeben ließ, hatte also meinen Leib nicht gestohlen.

Guba lag ausgestreckt auf dem Boden. Sein Gesicht war aschgrau und zeigte die langen Linien, die von gänzlicher Erschöpfung zeugten.

Als ich ihn beobachtete und ansah, fing er an sich zu bewegen und bald setzte er sich aufrecht: „Iztwa,“ sagte er, „dieser dein Freund da muß ein starker, böser Mann gewesen sein. Ha, wie verzweifelt hat er sich gewehrt um nicht mehr dahin gehen zu müssen, woher ich ihn gerufen habe. Fast hätte ich dich und mich dabei verloren. Ich will so etwas nicht mehr versuchen.“

„Mit mir jedenfalls wirst du keine Versuche mehr anstellen,“ rief ich aus und machte mich davon, so schnell ich konnte. Ich rannte eilends meiner Behausung zu.

Fünftes Kapitel.

Etwa zwei Stunden später hörte ich einen unheimlichen, geisterhaften, wehklagenden Laut. Ich stürzte eilends aus der Hütte um zu sehen, was es gäbe. Ein pustendes Geräusch, dann ein geller Aufschrei, ein Schnauben und dann wieder ein Pusten. Ich richtete meine Blicke nach der Richtung, aus der dieser Lärm drang und sah den Hottentott des Inkos Synn, den Klas, dastehen, umgürtet mit einer Umutscha von Tigerschweiften, die Beine weit auseinander gespreizt. Er blies die Backen auf wie Kürbisse und entlockte die erwähnten Mißtöne einer alten, vielfach zerbläuten Trompete.

Er hielt einen Augenblick inne, reckte seine vier Fuß lange Hottentottengestalt so gerade als möglich und begann:

„Höret ihr amakafula und merket auf! Der große, dicke, unmanierliche Inkos Synn will eine Rede halten.“

Kaum hatte er geendet, als der Inkos selbst des Weges kam und dem Klas eine solche Ohrfeige für seine Frechheit gab, daß er hinpurzelte und alle viere von sich streckte.

„Männer des Bantuvolkes,“ sagte Synn, „ich habe vernommen, daß Dingaan zwei Streithaufen junger Männer ausschicken wird, um mich und Inkos Cane zu seinem Kraal zu bringen und mein Volk aufzufressen.“

Ich bemerkte in diesem Augenblicke, daß der alte Isanusi Guba gemächlich aus dem Hause Synns herauskam; sicher hatte er dem Inkos von den Dingen der letzten Nacht erzählt.

„Männer der abantu,“ fuhr der Inkos fort, „wenn wir davonlaufen, werden die Zulus uns einholen und töten. Ich sende deshalb dem Inkos, der am Point seinen Sitz hat, eine Botschaft, ebenso dem Chiefs King und Isaako auf dem Bluff. Wir werden kämpfen bei Inkos Cane's Kraal. Alle Wagen, Weiber, Hab und Gut sollen sofort nach dem Lande südlich des Umzimkulu gebracht werden. Wir folgen dorthin nach, wenn die junge Mannschaft geschlagen ist und bevor Dingaan selber kommt.“

Nun geriet alles in Tekuan in große Aufregung. Die Weiber schleppten Kisten und Kasten herbei und hängten Töpfe und Kesseln rings um die Wagen. Dann wurden die Zugtiere angespannt und die Kinder suchten sich ein Plätzchen in den Wagen. Mehla und ihre Kinder fanden Platz in einem Wagen des Inkos Isaako.

Die Peitsche des Fuhrmannes sauste, der Ochsenführer gröhlte und brüllte, die Ochsen, „Bastard-Zulurasse,“ und große „Vaterländer“, zogen an, und dann schwankten die Wagen nach der sandigen Straße und passierten die „Drift“ des Umbilo, in deren Nähe der Kraal von Tekuan stand, und fort ging es.

Dann marschierte die waffenfähige Mannschaft, wohl gegen vierhundert Mann, ab, unter ihnen wohl vierzig mit Gewehren. Sie zogen der Buchl entlang, an den Mangrowebäumen vorbei und kamen über den Platz, wo die Flußpferde sich zu taumeln pflegten. Dabei wurden einige dieser Tiere aus ihrer Ruhe aufgeschreckt und pusteten voll Wut und Hast davon. Inkos Synn, hoch zu Roß, umgeben von berittener Leibwache, sämtliche mit Gewehren ausgerüstet, führte die Streitmacht an.



Ein gefällter Eukalyptusbaum.

Bald eilten eine Anzahl von Wagen, von Pferden gezogen, an uns vorbei. Der Inkos Cane hatte offenbar von Inkos Synn Nachricht erhalten und die beiden amakosi hatten einen gemeinsamen Plan verabredet, dem zufolge Cane alles hinwegschickte. Seine Wagen zogen aber weit jenseits des Umzimkulu, gerade ins Land der weißen Männer, die an andern Ufern des Umzimvubu wohnten.

Cane's Kraal lag in einer dichten Waldung. Der Kraal selbst befand sich etwa 200 Meter vom Wasser entfernt. Als ich zur Zeit der großen Königin wieder nach Tekuan kam, sah ich ein großes Haus auf der Stelle, wo einst Inkos Sarewells Haus gewesen und an dem Haus war eine Uhr.

Rings um den genannten Kraal war eine große Umfriedung von Holzpflöcken, zwei Manneslängen hoch und oben zugespitzt. Es waren Löcher in den Pallisaden für Gewehre und der ganze Platz sah sehr stark aus.

Inkos Synn ritt durch das offene Tor; wir folgten. Inkos Cane trat herbei; er gab eben die Befehle zur Absendung des letzten Wagens.

Die beiden Männer begrüßten sich mit Händeschütteln und hatten dann eine Unterredung. Wir schauten uns um und rühmten bei dieser Gelegenheit unsern Inkos als den größten aller amakosi, die je gelebt. Die andern gaben das zu, behaupteten aber, daß ihr Inkos der Inkos des unsrigen sei. Darüber kam es nun zwischen uns zu einem scharfen Wortwechsel.

So neigte sich der Tag dem Ende zu. Die andern abelungu und ihr Gefolge kamen einer nach dem andern zum Kraal und als die Nacht anbrach, hatte sich eine große impi gegen 3000 Mann stark, zusammengefunden. Wir lagerten unter freiem Himmel und stellten während der ganzen Nacht Wachtposten auf.

Der folgende Tag verging ruhig, aber ungefähr eine Stunde vor Sonnenaufgang des dritten Tages wurde das ganze Heer alarmiert.

An jeder Schießscharte stand ein Mann mit einem Gewehr. Die Leute, welche nur mit Asssegais und Knotenstöcken bewaffnet waren, bildeten eine vierfache Linie. Ich wurde mit vier andern zum Spähen ausgeschildt. Wir hatten kaum hundert Meter zurückgelegt, als wir einen Streithaufen der Zulus beobachteten, der sich durch das Gehölz näherte. Wir rannten wie Hasen zurück, fanden aber die großen Eingänge zum Kraal versperrt. So liefen wir an denselben vorbei und drangen in den Wald ein, der dahinter lag. Auf einmal krachten die Feuergewehre. Hei, hei, wie sie brüllten! Große Rauchwolken flogen auf. Die erste Linie der Zulu sank wie Gras vor der Sichel; aber unentwegt stürmte der Feind wieder und wieder. Donnernd sandten die totbringenden Schlünde ihre flammenden Blitze und spien durch dicken, grauen Rauch ihre Geschosse.

Die Zulu stoben zurück in die in ihrem Rücken liegenden Büsche, wohin das rasselnde Gewehrfeuer ihnen Grüße nachsandte. Wir eilten an den Kraaleingang und hämmerten darauf los, bis es sich uns öffnete.

Im selben Augenblicke aber stürmten die Zulu von neuem. Sie faßten Posto am Tore, versuchten es ganz zu öffnen, während wir von innen verzweifelte Anstrengungen machten, es zu schließen.

Die Gewalt der Zulu und ihre Tapferkeit schien endlich mit Erfolg begleitet. Zoll für Zoll wurde das Tor nach innen gedrückt. Einzelne versuchten durch die Öffnung einzudringen, wurden aber sofort von Speeren durchrannt. Plötzlich machte der Feind einen letzten, verzweifelten Stoß, das Tor flog zurück, uns zu Boden schmetternd. Die Zulus waren im Fort. Alles schien verloren.

(Fortsetzung folgt.)



Jung Mariannhill's Fahrt nach Afrika.

(Fortsetzung)

Den ganzen Montag bis zum späten Abend ging es der portugiesischen Küste entlang. Gegen 7 Uhr langten wir an der Tajo-Mündung an. Im Zickzack, unter vielen Windungen und Drehungen, führte uns der Lotse gen Lissabon hinan. Es war ein prächtiger Anblick. Das ganze linke Ufer war von Lichtern weithin umsäumt; ein Lichtmeer löste das andere ab, bis wir der eigentlichen Stadt näher kamen. Jetzt wurde das Bild noch herrlicher. Von Belem herüber begrüßte uns die helle Kuppel des Hieronymiten-Klosters, und märchenhaft leuchtete in Nachtlicht die fialengekrönte Fassade des früheren königlichen Schlosses herüber. An all den Hügelköpfen des rechten Ufers kletterten die Lichter hinauf. Kurz vor der eigentlichen Stadt warf das Schiff



Dr. Bonaventura umgeben von den im Juli nach Mariannhill abgereisten Postulanten.

mitten in der Bucht die Anker aus. 90 Meter mußte man ihn hinunter lassen, bis er endlich sich im Grunde einbohrte.

Hatte uns schon das nächtliche Lissabon zur Bewunderung hingerissen, so wuchs unser Staunen noch mehr, als das Tagesgestirn die Stadt in ihrem Glanze erstrahlen ließ. Da lag sie vor uns in ihrer Pracht, die ehemalige Königin des Meeres! Dicht aneinander geschmiegt, gleich als wollte sie sich für den Fall eines neuen Erdbebens gegenseitig stützen, zogen sich die Gebäude die einzelnen Hügel hinauf und machten sich in den dazwischen liegenden Mulden breit. Die weißen Häuser, die flachen Dächer und das Fehlen der Vegetation — nur einzelne Pinien und ein Zypressenwäldchen belebten das Bild — erinnerten uns an den Süden. Weiter nach links, in Belem, lag voll Wucht und Pracht das schon genannte Hieronymiten-Kloster und dicht an seine Kuppel geschmiegt, gleich als sei es ein Bestandteil des Klosters, breitete sich die schmucke Schloßfront aus. Rechts thronte auf stolzer Höhe ein mächtiges,

quadratformiges Schloß mit breiter, von zwei starken Türmen flankierter Fassade, wie wir hörten, die Wohnung des Präsidenten. Nicht weit davon begann die eigentliche Stadt. Ein regelrechtes Häusermeer zog sich, soweit wir sehen konnten, die Buchten entlang und die Hügel hinan. Schmucke Kirchenfronten, alle in dem bekannten spanisch-portugiesischem Barockstil mit niedrigen, durchbrochenen Türmen und hochragenden, blendendweißen Kuppeln, belebten das Stadtbild. Wie anderwärts drängten sich auch hier als Fremdkörper moderne Industrieanlagen ein, besonders unten am Hafen. Das gegenüberliegende Ufer steigt steil aus dem Wasser empor. Scharf zerrissen und nur hier und da von einer Einsiedlerpinie bestanden, machen die Hügel einen etwas düstern, uns Nordländern ganz ungewohnten Eindruck. Von stolzer Höhe winken ein kleines Dörfchen und zwei schmucke Klösterlein herunter. Zwischen den beiden Hügelketten streckt sich die Bucht dahin, vor uns, soweit man sehen konnte, dicht von Schiffen belebt, die alle gleich dem unsern mitten im Fluß vor Anker lagen.

Gegen 8 Uhr wurde es um und auf dem Schiff lebendig. Dampfboote kamen und holten Passagiere an Land, ließen dafür aber allerlei Gelichter zurück. Postkartenhändler, bei denen man „Postkartsken sen Stüg vor ein Mark“ kaufen konnte, Geldwechsler, Briefmarkenverkäufer, Obsthändler, die Südfrüchte feilboten, fast alles Galgengesichter, wie sie im Buch stehen, machten sich überall in der aufdringlichsten Weise breit. Zur Vorsicht schlossen wir unsere Kabinen ab. Allmählich rückten auch Frachtkäne an, alles Kaliber aus vergangenen Zeiten, die lebhaft an die Fahrzeuge der alten Wikinger erinnerten. Motorbetrieb kannten sie nicht. Alles wurde mit Segeln und Stricken gemacht. Kein Wunder also, wenn sie lange brauchten, bis sie endlich an unserm Schiff festgebunden waren und ihren Inhalt abgeben konnten. Bei all dem konnten wir den portugiesischen Typ so recht beobachten. War das ein Geschrei, Gezeter, Fluchen, Manipulieren und Gestikulieren, wenn zwei Kähne einander zu nahe oder sich gar ins Gehege kamen, oder gar erst, wenn ein Strick riß, an dem das Fahrzeug befestigt war! Klettern konnten diese zerklumpten, schmutzigen, barfüßigen Gestalten wie die Katzen. Wo niemand es für möglich hielt, kletterten sie empor. Unvermutet tauchte mehr als einmal so eine Katze vor unserm Schiffsgeländer auf, um sein elendes Fahrzeug oben irgendwo anzubinden. Beim Einladen ging es gleichfalls portugiesisch zu. Einen Finger hat sicherlich keiner verstaucht, so fleißig trieben sie es; besser entwickelt zeigte sich ihre Zungenfertigkeit und ihre Gesten, womit sie jedes Wort begleiteten. Im Fluchen würde selbst der geübteste bayerische Fuhrknecht, und würde er auch seinen ganzen Reichtum an Schimpfwörtern anbieten, dem Durchschnittsportugiesen bei weitem nachstehen. Das will schon was heißen! Gott sei dank, daß wir nicht alles verstanden. Im Großen und Ganzen gewannen wir den Eindruck, daß der Portugiese im *dolce far niente* seinem Stammesbruder nicht nachsteht. Nachmittags kamen unsere portugiesischen Passagiere mit Kind und Kegel, mit Sack und Pack, 120 an der Zahl. Deutlich stand es in den Gesichtern der Schiffsmannschaft geschrieben, wie willkommen ihnen die neuen Gäste seien. Das Konzert um 4 Uhr wurde eröffnet mit dem Marsch „Einzug der Gladiatoren.“ „Es ist Tradition, daß dieser Marsch in Lissabon gespielt wird, sagte ein Violinspieler, jetzt sind sie da“, nämlich die Gladiatoren, alias die portug. S... Abends genossen wir einen wunderbaren Sonnenuntergang. Die Sonne übergoß die zerrissenen, am westlichen Himmel dahinziehenden Wolken wie mit flüßigem Gold, das weiter nach Rechts allmählich in ein herrliches Purpur überging. Magisch leuchtete der rötliche

Sonnenschein auf Belem; das Wasser der Bucht spiegelte den Himmel in all seiner Farbenpracht wieder, während links die zackigen Umrisse der dunklen Ufernhügel sich scharf vom hellen Abendhimmel abhoben. In Gedanken versunken betrachteten wir das herrliche Schauspiel, das wir mit Muse genießen konnten. Die Sonne stand ja noch verhältnismäßig hoch am Himmel. So dauerte es geraume Zeit, bis der Farbenglanz ermattete. Bald bligte drüben ein Licht nach dem andern auf, und mit der Dunkelheit tauchte dieselbe märchenhafte Szenerie auf, die schon Tags zuvor unser Auge gefesselt hatte.



Lehrpersonal in Reilands.

Bei Einbruch der Nacht waren auch unsere drei Ausflügler, Prof. Käufer, P. Jakob und Sr. Rafael, die sich vormittags hatten an Land fahren lassen, zurückgekehrt. Prof. Käufer hatte sich einer Gesellschaft angeschlossen, die im Auto zu den wichtigsten Sehenswürdigkeiten geführt wurden, während P. Jakob und Sr. Rafael es aus naheliegenden Gründen vorzogen, allein für sich in der Stadt herumzuschweifen. Dabei hatten sie Gelegenheit das portugiesische Volksleben so recht kennen zu lernen. In allen Straßen und auf allen Plätzen stießen sie auf jene malerischen, typisch südländischen Gruppen, wie sie ein Murillo in seinen unübertroffenen Genrebildern festgehalten hat. Sonst waren

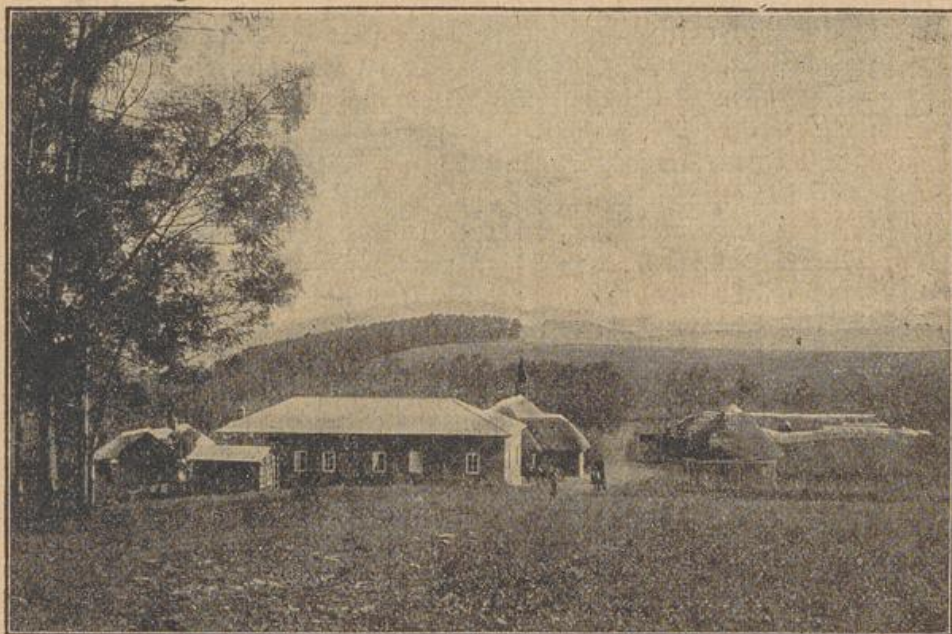
sie von der Stadt nicht besonders erbaut. In den Straßen herrschte ein fürchterlicher Schmutz, und überall, wohin sie gingen, wurden sie von zweifelhaften Düften verfolgt. Ganz anders lautete das Urteil des Prof. Käufer. Er fand nicht Worte genug, um die Schönheit der Stadt zu preisen. „Lissabon und nicht Neapel sehen und sterben!“ rief er aus.

Um 7 Uhr verließen wir Lissabon. Wir standen noch lange an Deck; hieß es ja, jetzt von Europa Abschied zu nehmen. Ob wir bewegt waren?... „Leb wohl du alte Welt, wer weiß ob wir uns wiedersehen,“ so riefen wir dem zurückbleibenden Festlande noch nach.

Draußen im Meere begann wieder das Schaukeln. Regenwolken jagten am Himmel dahin und der wilde Wind umheulte unser Schiff, als wollte er es aus den Fugen reißen. Hochaufgepeitscht umtobten uns die Wogen. Das eine und das andere Mal sprangen sie neugierig über Deck; eine ganz nasenweise Welle erfrechte sich sogar das Oberdeck zu inspizieren. Viele wandelte wieder jenes unennbare Weh an, das die davon Betroffenen in der Kabine zurückhielt. Fr. Gregor jammerte in seinem schwäbischen Hochdeutsch: Jetzt hab i gmoint, nach Lissabon wird das Meer ruhig. Aber die Matrosen haben mich angeschmiert. Jetzt glaub i aber gar nix mehr und wenn sie zehnmal dae Wahrheit sagen. P. Jakob hielt sich trotz seiner elenden Stimmung auf den Beinen. Jede Anspielung auf seinen Zustand quittierte er mit dem Zitat: Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten usw., um sich selbst Mut einzuflößen. Willensschwäche und Energielosigkeit meinte er, begünstige die Seekrankheit, während ein starker, entschiedener Wille sie vertreibe. Er glaubte so fest an die Wirksamkeit seines Rezeptes, daß er kühn behauptete, ihm drohe gar nicht diese üble Gefahr. Als ihn der Stewart frug, warum er denn so wenig esse, zitierte er das andere Dichterwort: Der Menschheit ganzer Jammer fast mich an. Ihm gleich begnügten sich noch mehrere andere mit Spazienportionen. Fr. Friedrich spazierte voll stolzer Entsagung an der beladenen Tafel vorbei; Fr. Laurentius wurde schon vom Anblick der Speisekarte satt. Mehrere andere ließen sich bei Tisch überhaupt nicht sehen. Für etwas Unterhaltung sorgte Fr. Vitalis. Voll Mut war er zum Essen aufgestanden. Doch mitten im Mahle fühlte er seine Anwandlung zur Ergebung in sich aufsteigen. Langsam und feierlich, als ob nichts zu befürchten wäre, zog er ab. Das ist in solchen Fällen die beste Art sich vor großer Verlegenheit zu bewahren. Ein Herr, der sich ebenfalls vom Tische entfernen mußte, um sich über Bord zu beugen, war so schlau, nahm bei annähernden Schritten schnell seinen Feldstecher zur Hand und sagte: „Das Wasser habe in dieser Zone einen eigentümlichen Farbenschmelz.“ Und wirklich, die Meisten von ihnen fanden es so. Die Welt will halt betrogen sein.

Später hellte sich der Himmel wieder etwas auf; auch der Wind ließ etwas nach, obwohl er das Meer noch ziemlich stark aufwühlte. Am Abend zog in allernächster Nähe ein riesiger, hellerleuchteter Passagierdampfer vorüber. Es war die Majestic, Deutschlands ehemaliger Bismark, der von Südamerika nach England zurückkehrte. Traurige Gedanken stiegen beim Klange dieses Namens auf; wehmütige Grüße flogen hinüber. Gott sei Dank, daß es Nacht war; so mußten wir wenigstens nicht sehen, wie Albions hochmütige Flagge sich auf dem stolzen Mast breit machte. Aber es kam uns auch jenes Wort aus dem Magnificat in den Sinn: Deposuit potentes de sede. Die Stolzen stürzt er vom Throne, — aber auch das andere — die Demütigen erhebt er. „So fahr denn hin unter fremder Fahne, stolzes Schiff. Die Weltgeschichte wird auch dich einst rächen. Einst wird kommen der Tag, wo Albions starke Weltmacht, sei sie durch Waffen und Verträge noch so befestigt, in Trümmer sinken wird.“

Nach diesem Gruß zogen wir uns zum Abendessen zurück. Bei Tisch klappten noch gähnendere Lücken als zu Mittag. Das Schiff schwankte stark hin und her. Wir mußten aufpassen, daß das Geschirr nicht auf den Boden hinunterrutschte. Zum Schluß gab es noch ein kleines Schauspiel, dessen Held Fr. Antonin war. Er hatte seine Mahlzeit bereits beendet. Schweigend saß er da, den Kopf in die Hände gestützt, als sei er in philosophische Probleme vertieft. All seine Willenskraft bot er auf, um nichts merken zu lassen. „Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae.“ Aber mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell. Plötzlich ein gewaltiger Stoß. Das Schiff neigt sich zur Seite. Teller klirren auf den Boden. Drei Stewards stoßen beim Abtragen zusammen. Fr. Antonin springt auf; in den



Unsere Missionsstation Maria-Trost.

Stewards bleibt er hängen. Der Vulkan bricht aus. Eigentümlich, kein Unheil verkündende Wolke war vorher zu sehen. Schallendes Gelächter erhebt sich. So verschwindet der Held von der Bildfläche. . . All das war das Werk eines Augenblickes. Wir konnten uns fast nicht mehr helfen vor Lachen; Stewards, Fratres, die übrigen anwesenden Passagiere, alles fiel ein in den Chor. Es dauerte geraume Zeit bis wir uns wieder recht bei Sinnen fanden. Fr. Urban, der sich den Abend über auch nicht ganz wohl gefühlt hatte, wurde auf den Schreck und das Lachen hin völlig kuriert. „Das Lachen ist für die Deutschen das beste Mittel, aber für die Portugiesen scheint's das Raufen zu sein,“ sagte ein Matrose. Aber weder Schimpfen noch Lachen vermögen der Seekrankheit jeden noch so unangenehmen Raub verwehren. Deshalb sind solche Zwischenfälle auf dem Schiff nicht sehr selten. Darum nimmt sie auch niemand übel; man lacht höchstens für den Augenblick recht herzlich, und dann ist alles wieder vergessen.

Später, als die Fluten der Gemüter sich längst wieder geglättet hatten, schauten die auf Deck stehenden Fratres nach dem Sternenhimmel. Doch was war das? Mit der Milchstraße war eine Schiebung vorgenommen worden.

Also sind selbst die Sterne am Himmel nicht mehr sicher! Nach längerem Suchen fand man den großen Bären. O weh, der war am Ertrinken! Die Vorderpranke stak schon im Wasser. Angstvoll, gleichsam um Hilfe heischend, schaute er zu uns herüber, die ihn doch nicht seinem Geschicke entreißen konnten. Auch der Orion neigte sich schon bedenklich aufs Meer herunter. Fühlte etwa auch er sich seekrank? Oder krümmte er sich vor lauter Gram, weil ihm die Stunde der Erlösung immer noch nicht schlagen wollte?

Auf Regen folgt Sonnenschein, sagt ein altes Sprichwort: so löste auch unsern trüben Tag ein herrlicher Morgen ab, uns doppelt willkommen, da er uns zu den Kanarischen Inseln bringen sollte. Schon in aller Frühe zeigte sich weit vorn am Horizont ein kleines Stück Land, es war Teneriffa. Bald tauchte auch zur Linken ein anderes Eiland auf, das berühmte Las Palmas. Unser Schiff steuerte direkt auf Teneriffa zu. Immer höher stieg die Insel aus dem Meere empor. Nach zweistündiger Fahrt lag sie soweit vor uns, daß wir die Einzelheiten unterscheiden konnten. Steil und schroff ragten die vulkanischen Massen in den Himmel hinein, zerissen und zerspalten, als ob sie die Wolken zersägen wollten. Hell hoben sich die vom Sonnenstrahl beschienenen Teile vom dunklen Untergrund ab; durch den leichten Dunst, der das ganze Bild mit einem zarten Schleier überzog und dadurch verklärte, winkten sie uns freundlich zum Willkommen entgegen. Immer deutlicher, immer schöner wurde das Bild, je näher wir kamen. Unter Gischt und Schaum zerschellten an dem steil aufschießenden Felsengestade und den wenigen vorgelagerten Klippen die Wogen. Zerklüftet, zerissen, in- und übereinandergeschoben, von Schluchten zerteilt und von Müden unterbrochen stiegen die rötlichen Bergmassen jäh zum Himmel empor. Wir entdeckten kaum ein kleines Fleckchen, wo etwas Vegetation Platz und Boden gefunden hätte. Nur die obersten Gipfel krönte etwas Wald. Sonst brachten nur Kakteen, die wie vom Wind zerstreute Federn überall an den Abhängen sich festgewurzelt hatten, mit ihrer hellgrünen Farbe etwas Leben in das ewige Rot des Gesteines. Von der Sonne hell beleuchtet, grünten auch vereinzelt, wie Schwalbennester an die Felsen geklebte, weiße Häuschen herunter. Unsere Schweizer fühlten sich lebhaft an ihre Heimat erinnert; allüberall fanden sie in den gezackten Höhen heimische Berge und Täler.

Noch war Santa Cruz, die Hafenstadt der Insel, durch die Bergwand verdeckt; aber welch prächtiges Bild öffnete sich unsern Augen, als wir um diese Wand bogen! Da lag vor uns an einer langgestreckten, halbmondförmigen Bucht Santa Cruz. Rechts türmte sich das eben beschriebene Gebirge empor. In der Mitte streckte sich an sacht ansteigendem Gestade die Stadt dahin. Dahinter zog sich amphitheatralisch fruchtbares Gelände in die Höhe. Wie mit einem Sieb schienen die weißen Häuschen über den ganzen grünen Plan zerstreut worden zu sein; nur hier und da sammelten sie sich zu kleinen Ortschaften an und in der Nähe der Stadt traten sie etwas näher aneinander. Drohend hing zur Linken über diese Landschaft eine riesige Felsenschicht; man meinte, sie müßte sich jeden Augenblick loslösen, um das zu ihren Füßen liegende Bild des Friedens unter sich zu begraben. Den Abschluß zum Ganzen bildete der Stolz Teneriffas, der über 3000 m hohe Pic. Majestätisch hob er sein schneegekröntes Haupt empor in den Himmel. Ein leichter Nebelkranz schmückte einem Diadem gleich seine weiße Stirne. Dazu denke man sich noch das Meer, so tiefblau und klar, so herrlich, wie man es sich nur vorstellen kann. Und all diese Pracht übergieß noch die südliche Sonne mit ihrer Schönheit.

In Santa Cruz lagen wir über drei Stunden. Unser Dampfer faßte frisches Trinkwasser und Lebensmittel. P. Aßwanger ließ sich ans Land fahren; nennens-

werte Sehenswürdigkeiten fand er keine; über die Art, wie ihm die Bewohner, eingewanderte Spanier, entgegenkamen, — er war in Soutane mit rotem Cingulum und ohne Mantel ausgegangen, — sprach er sich sehr lobend aus. Gleich nach Verankerung des Schiffes waren auch die typischen Südfrüchthändler an Bord gekommen, bei denen auch wir uns etwas Orangen und Bananen erstanden. Ein Taucher führte sein Kunststücke vor. Ins Wasser geworfenen Geldmünzen sprang er nach und fischte sie für sich heraus. Allein die „poor Germans“ konnten ihre paar Schillinge und Pence nicht zum Vergnügen ins Wasser werfen. Drum zog unser Taucher nach drei oder viermaligen Erfolgen es vor, seine Vorführungen aufzugeben und abzuziehen.

Nach mehrstündiger Fahrt gelangten wir gegen Sonnenuntergang in die



P. Joseph Meiner R. M. M. mit seinen Schäflein.

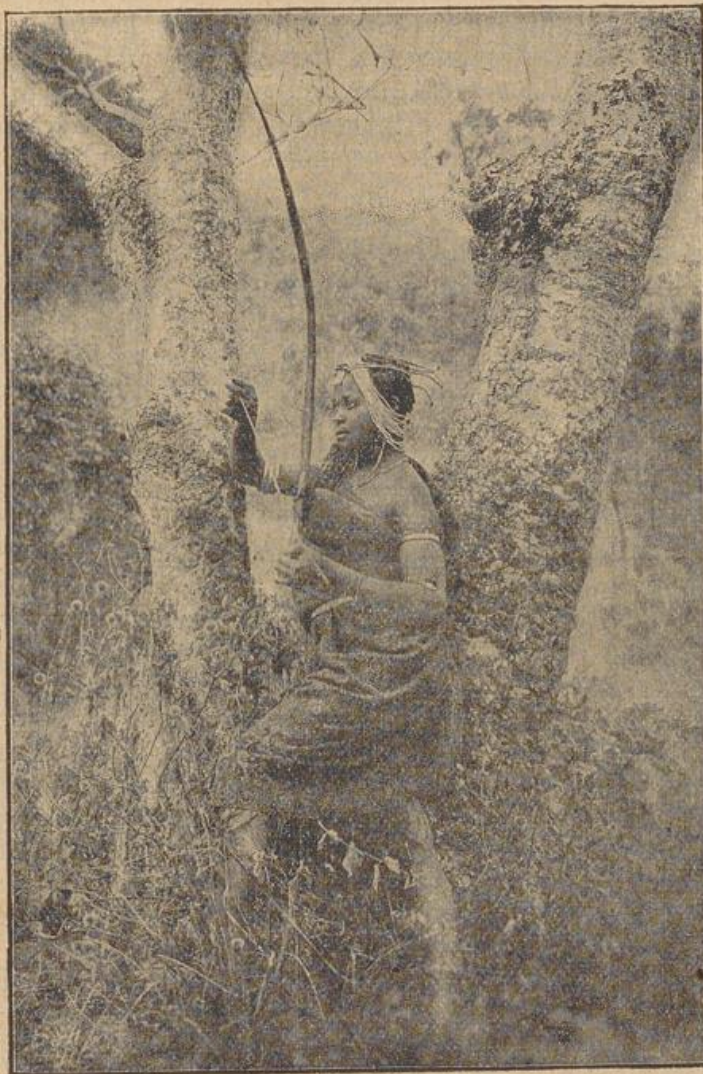
Nähe von Las Palmas. Von einem einzelstehendem, hochragendem Bergvorsprung sandte ein Leuchtturm sein Licht über die Fluten. Wie schön läßt es sich an einem solchen Abend, bei solcher Landschaft betrachten! Unentwegt und unbekümmert um die Wogen, die von rechts und links anprallen, soll unser Schifflein durch das dunkle Meer des Erdenlebens ziehen. Von hoher Warte weist der himmlische Leuchtturm den Weg zum sichern Port. O Meeresstern, steh dann uns armen Pilgern bei: Maris Stella.

Als wir den Vorsprung umschifft hatten, lag Las Palmas vor uns in feenhafter Beleuchtung. Neue Flammen tauchten in dem Lichtermeere auf, andere verschwanden wieder und verursachten so eine flimmernde Unruhe in dem Lichtergewoge. Noch war der Anker kaum ausgeworfen, da umschwärmten schon eine ganze Anzahl gespensterhaft beleuchteter Kähne das Schiff. Die einen waren über und über mit Südfrüchten beladen, andere bargen handgewobene und handgestickte Tischtücher, geflochtene Klub- und Schiffssessel, und sonstige

Liebhäbegergegenstände, wieder andere brachten Passagiere an Bord. War das ein Leben, ein Betrieb und ein Geschrei! Alles lehnte sich ans Geländer und schaute auf das venetianische Treiben hinab. Schwups!—au weh! Ein Obstverkäufer hatte einen Strick heraufgeworfen, an dem die Fruchtkörbe hinaufgezogen wurden, und, o Unglück, der Strick hatte Bekanntschaft mit dem zarten Gesicht einer Dame gemacht. „Apfelsinas, fifteen for one schilling, schöne, große Apfelsinas“. „Orandsches. Hier Sennior, hier“. Schrien alle durcheinander. „Senniooor! Ganze Korb“. „Was kosten sie?“ „7 shilling“. „Zu teuer“. O, schöne Apfelsinas, großer Koffer, große Koffer“. Dabei wiegte der junge kanarische Schreihals sein Körbchen mit dem Arm auf und ab. „Hier, hier, Sennior hier kaufen. Große Apfelsinas.“ So suchten die einen die anderen zu übertönen und die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; jeder pries die eigene Ware als die beste an. Man verstand kaum mehr sein eigenes Wort. Dazu schaukelten die kleinen Kähne mit den Wogen auf und ab. Als ein Schleppdampfer mit dem Kohlenboote erschien, mußten die Händler mit ihren Booten Platz machen. Welch ein Durcheinander, welch ohrenbetäubendes Geschrei, als sie nach allen Seiten Reißaus nahmen! Redlich half dabei der Haufen Kohlenarbeiter mit Schimpfen, Schreien, Rasen, Gestikulieren. Der Schleppkahn wurde festgebunden; die Händler durften wieder herandruden. Nun ging es ans Feilschen. Handelseins geworden, zog man selbst sein Körbchen hinauf. Fr. Vitalis erhandelte sich einen ganzen Korb mit 105 Orangen. Er hatte versucht den Preis ziemlich herabzudrücken. Schließlich ertönte unten ein „All right“, und von einem kräftigen Ba-ma begleitet, angelte er seine Orangen herauf. Im Bewußtsein seines Erfolges eilte er freudestrahlend in die Kabine. Welche Enttäuschung erlebte er, als beim Zählen seiner 105 Früchte mit der 75. aufhören mußte! Noch oft wurde er in den folgenden Tagen ob seines profitlichen Handels gehänselt. Auch die andern Fratres erstanden sich etwas Obst; wir rückten ja immer weiter in der heißen Zone vor, und in den kommenden 13 Tagen, an denen wir keinen Hafen anliefen, waren wir recht froh, daß wir zur Stillung des Durstes neben dem ganz warmen Trinkwasser ab und zu Obst zu uns nehmen konnten.

Beim Aufwachen fanden wir das Schiff bereits wieder in voller Fahrt. Nichts als Himmel und Wasser war zu sehen; diese Landschaft oder vielmehr Seeschaft sollten wir ununterbrochen bis zum 13. Dezember genießen. Kein Land war zu sehen, keine Palme zu erspähen; es umgab uns stets nur Wasserwüste und leerer Himmelsraum. Mit jedem Tag nahm die Hitze zu. Das ganze Deck wurde mit Zeltdecken überspannt, damit man sich wenigstens etwas Schatten erfreuen konnte. Das heiße Klima machte sich immer fühlbarer. Der Appetit ließ merklich nach, der Durst wuchs. Nachts wurde es in den Kabinen ganz ungemütlich. Die Meisten von uns konnten nur sehr schlecht und für einige Stunden schlafen. Der eine und der andere suchte sich oben auf Deck eine Bank oder sonst einen verborgenen Winkel auf, um sich in frischer Luft ein Lagerplätzchen zu sichern. Selbst wer sich eines regelmäßigen Schlafes erfreuen durfte, fühlte sich des andern Morgens ganz zerschlagen und matt. Im Kinderzimmer, das keine direkte Lüftung hatte, befand sich während der Messen eine Luft, die einem Gesundheitsfanatiker die Haare hätte zu Berge stehen lassen. Zum Glück war der Himmel meistens bedeckt, so daß die Kraft der Tropensonne bedeutend geschwächt wurde. Auch wehte gewöhnlich eine erfrischende Seebriese, die die Schwüle stark dämpfte. Nur zwei Tage erlebten wir, an denen die Sonne ungehindert ihre tropische Glut auf uns warf. Da ward es in Wahrheit ungemütlich. Zu keiner, auch nicht der leichtesten Arbeit fähig, lungerte alles müßig auf den Bänken herum oder suchte sich in den Kabinen etwas Kühlung

zu verschaffen. War es auf dem Meere schon so schwül, welche Hitze mußte dann erst auf dem benachbarten Festlande herrschen! Mit Mitleid gedachten wir der Missionare, die drüben am Senegal, an der Goldküste, in den Ländern um den Golf von Guinea in der Tropenglut ihrer Berufsarbeit nachgehen müssen; wir fragten uns, wie viele wohl gerade fieberkrank darniederlägen, und wie viele schon in jenen Gegenden der afrikanische Boden deckte, die in der Blüte ihres



Eine schwarze Musikünstlerin.

Lebens dahinsanken im Dienste der unsterblichen Menschenseelen. Beim Gedanken an die vielen und schweren Opfer, die unsere Missionare in den Tropen bringen müssen, fühlten wir uns etwas beschämt, wir, die auf dem Dampfer unter schützendem Zelt bei kühler Seebriese einem der schönsten Missionsgebiete entgegenzogen, und die schon öfters ein Klagelied über die vielen Beschwerden gesungen hatten; durch das Beispiel dieser Helden ermuntert, versuchten wir die Mühsale der Reise und des Klimas geduldiger zu ertragen. (Fortsetzung folgt.)

Im Flug an südliches Gestade.

Eine Vorkriegserinnerung von P. Dominikus. R. M. M.

(Fortsetzung)

Recht frühe am Morgen befinden wir uns im Gepäckraume des Bahnhofes und bringen hier alles drunter und drüber. In diskreter Weise hilft uns der „Diensthabende“ und erzählt nebenbei von seinen Erlebnissen in Süd—West, auch verschmäht er keineswegs einen Betrag zur Stärkung seiner Lebensgeister. Meine Fahrtgenossen erledigen verschiedene sie angehende Angelegenheiten und ich gehe bis gegen Mittag meiner Muse nach, da es im Hause still ist. Ich beeile mich, ein in der Nähe gelegenes, äußerst romantisches Klösterchen aufzusuchen, das jetzt eine Schwestern-Niederlassung enthält. Das Kirchlein zu S. Morand ist nett und anheimelnd. Mitten im Schiff steht der Sarkophag mit den mit den Reliquien des Heiligen, der besonders gegen Brandschaden angerufen wird. Ein Wandgemälde (Freske) schildert in realistischer Weise die Auferweckung des Lazarus. Eine Person auf dem Gemälde betont besonders das „iam foetet“, „er riecht schon“, indem sie sich mit der Hand die Nase zuhält und den Heiland mit vielsagendem Blick anschaut. Auch den Friedhof besuche ich. Eine Bildtafel, einen französischen Soldaten darstellend, besagt, daß Friedrich N. aus „Altkirch“ 1870 zu Pellefort den Tod fürs Vaterland gestorben. Mir ist's, als rauschten die Waldeswipfel von den stürmischen Zeiten von Anno 70, als durch den Sundgau deutsche Krieger zogen. Wann ziehen sie wieder nach „Pellefort“? Die Zeiten sind drohend. Die Marokkokrise bewegt die Politik—das angehäuften Sündmaterial flammt beim leisesten Anstoß. Doch voll Vertrauen auf Gottes Schutz will ich meine Fahrt fortsetzen, mein Ziel ist ein friedliches.

Gegen 1 Uhr nehmen wir Abschied von den freundlichen Gastgebern. Mit Segenswünschen schwer beladen, mit meiner schweren, ach, früher so leichten Tasche, in der sich all das befindet, was zuviel für meinen großen Korb gewesen, strebe ich dem Bahnhof zu. Höchste Zeit ist es. Knapp haben wir Platz genommen, da dampft das Züglein los—Deutschlands Grenze zu und bald setzen wir über die dicke, rote Linie, womit auf der Landkarte die beiden Länder getrennt werden. Im Coupe setzen wir uns zurecht und die Herzen voll Freude über das kommende Neue. Peter und Jakob, so hießen meine jetzigen Gefährten, waren mir tausendmal lieber als die Mitreisenden von Frankfurt tags zuvor. Peter und Jakob hatten mit mir das gleiche Ziel, hatten vier Semester mit mir absolviert, Philosophie und Theologie, im selben Hörsaal in sich aufgenommen und all die Freuden und Nichtfreuden in echter Waffenbrüderschaft mit mir geteilt, sodaß die Bande der Freundschaft uns umschlangen.

Während wir zunächst der Grenze zustrebten, suchten wir uns zu orientieren. Alt—Münsterol oder Montreux—vieux ist die deutsche Zollstation; dann kam die französische Duane in Petite—Troix: Kleinkreuz. Hier verließen wir den Zug, um unsere Sachen zu deklarieren, d. h. den fremden Zöllnern Einsicht in das Innere unserer Reiseeffekten zu gestatten. Ich hasse von Grund dieses nichtsnutzige Institut. Die Durchschnüffelei meiner Sachen ist doch stets zwecklos, denn meistens habe ich nichts Verzollbares und habe ich solches, dann finden das die Zöllner doch nicht. Auch diesmal befand ich mich in beiden Fällen. „Kirschwasser,“ wonach die Herren suchten, besaß ich nicht und „neue Schuhe,“ um die sie sich ferner bemühten, hatte ich vorsorglich in Altkirch „angezogen“ und stand schon mit ihnen auf republikanischem Grund und Boden. Meine Gefährten befanden sich, wenigstens Jakob, im umgekehrten Verhältnis, auch er hatte „neue Schuhe“ angelegt und eine famose dicke Flasche des so geschätzten Kirschwasser in seinem Reisebündel. Er ließ es darauf ankommen

und hatte Glück. Peter, der Unschuldigste von uns, mußte sich strengste Durchsicht gefallen lassen. Wen halt der Zufall trifft, meinte ermutigend Jakob. Vergnügt, etwas erhitzt wegen des erstmaligen Gebrauchs der französischen Sprache, suchten wir unsere Coupe auf und rollten ahnunglos weiter gen Belfort. Ich hatte die Reiseroute etwas vorbereitet, um bei der eiligen Fahrt etwas Näheres zu wissen über Land und Städte, denn so ganz planlos ins Ungewisse fahren war schon von jeher gegen meinen Grundsatz. Rat einmal, Peter, durch wieviele Departements wir kommen, bis wir die Küste bei Marseille erreichen! Hm, meinte er, jedenfalls durch sovielen als Du deutsche Staaten durchfuhrst, von Deinem Lahneste kommend. He, Lahn—Nest? Vielleicht schöner als Dein hunsrücker Dorfstädtchen. Wollen mal zählen. Die Departemente doch nicht? Nein, die habe ich nicht aufnotiert, aber die Staaten. Also: 1. ehemaliges Herzog-



Schwester mit ihren Schülerinnen.

tum Nassau, 2. jetziges Großherzogtum Hessen, 3. freie Reichstadt Frankfurt (früher), 4. Pfalz, 5. Elsaß; stimmt. Das sind fünf, aber jetzt passieren wir zehn Departemente. Nicht möglich. Doch. Das erste ist schon Belfort, Hauptstadt gleichen Namens, 32,600 Einwohner, Festung. Nun, fuhr Jakob fort, veröde mir nicht die Zeit mit solchen Aufzählungen; das klingt wie „Schule“. Da hörte der Zug zu rollen auf. Belfort. 32,600 Einwohner, raunte ich Jakob ins Ohr, der wütend sein Reisebündel ergriff und hinausprang. Im Restaurationszimmer des Bahnhofs wurde unsere Invasion festlich begangen. Eine riesige Flasche Rotwein wurde herbeigeschafft und auf das Wohl eines glücklichen Fortkommens getrunken. Auch Kartengrüße sandten wir nordwärts. Da wir nur eine Stunde Zeit hatten, unterzog ich mich der Arbeit des Billetelösens und wollte unser großes Gepäck umschreiben lassen. Ich präparierte einige „Sätze“, die aber nicht zur Anwendung kamen. Am Schalter erfreute ich das Fräulein mit beständigem „Bitte, mein Herr,“ und Danke, mein Herr“. In der Gepäckabfertigung war meine Arbeit bedeutend schwieriger. Das Gepäck war unauf-

findbar. Ich holte Jakob zu Hilfe, aber auch unserem vereinten „Französisch“ gelang es nicht, die Körbe herbeizuschaffen. Ein Beamter sagte uns, wir sollten auf dem Zollamte nachsehen. Doch wo war das Zollamt? Wir wanderten mit Riesenschritten auf ein entferntes, fast ein Kilometer langes Gebäude zu. Auch dort war nichts. Auf dem Rückmarsch sprengten wir einen Leichenkondukt, indem wir quer den Zug durchschritten, denn wir hatten große Eile. Noch eine Viertelstunde und der Zug sollte abgehen. Ich war ratlos. Da näherte sich uns drei Verzweifelte ein Dienstmann und gab uns die niederschmetternde Aufklärung, daß wohl „Reisekörbe“ auf der Grenze in Petite-croix geblieben seien. Da ging uns ein großes Licht auf. Das hatten wir also versäumt. Und „jetzt“ der Zug fuhr eben ab. Drei Stunden später ging der letzte Zug, der Anschluß hatte an unser Schiff in Marseille. Und wie die Körbe bekommen? Da half der Dienstmann Louis Müller, ja, Müller nannte er sich. Er gab den Rat, den er offenbar schon oft gegeben hatte: Einer der Herren fährt nach Petite-croix und holt die Sachen, es geht gleich ein Zug und bevor der „letzte“ abgeht, sind Sie wieder hier. Ich entschloß mich den Plan auszuführen. Ich nahm den Herrn Müller mit. Es war ein echter Dienstanntyp: mit Trinkerschnurbart und Alkoholnase. Er erzählte mir in deutsch-französischem Kauderwelsch, daß er fünf Jahre Fremdenlegion hinter sich habe, einen Sohn in Frankreich „dienen“ hätte und einen im „Elsaß“, und daß er selber in Belfort Rue de banque wohne und vieles mehr, was mir in meiner Situation vollständig „wurscht“ war. In Petite-croix waren die Räume verschlossen bis zur Ankunft des nächsten Zuges von Altkirch. Wir beide schlenderten auf der Straße mitten durch den kleinen Ort und schauten hinüber nach Deutschland. Als es Zeit wurde, gab ich eine Depesche nach Marseille, wo wir erwartet wurden, auf. „Fahrt verzögert, Ankunft 9, 15 Morgens.“ Endlich kam der Zug, ein Expres der „Ostbahn“ und ich konnte die drei Körbe deklarieren. Ich brauchte nur einen zu öffnen und begann mit Jakob seinem Korb. Darin befand sich ein unbeschreibliches Chaos, Wäsche, Bücher, Schuhe, neben einem aszetischen Werk lag Wichse und Spiegel, Kommersbücher bei Guttalin, Hosenträger und Literatur, Zahnpulver und Notizhefte etc. etc. Ich erklärte dem Zollmenschen, daß die beiden andern Stücken, denselben Inhalt hätten, da wir drei Kameraden zusammengehörten. Der Oberzöllner war zufrieden, eine Handvoll „Sous“ gab ich den Kulis und endlich saß ich im luxuriös ausgestatteten, gepolsterten Kupe II. Kl. der „Est“, während Herr Louis Müller im Korridor blieb. In 10 Minuten gab es in Belfort ein stürmisches Wiedersehen. Sofort wurde ich in Kenntnis gesetzt von dem Telegram, das die beiden ihrerseits nach Marseille aufgegeben hatten mit der Nachricht eines sehr verspäteten Eintreffens. Noch einmal wurden die Fahrpläne studiert und dann ging das „dritte“ ab mit genauer Ankunftsbestimmung. Unterdessen hatte Herr Müller die Bagage in den Zug bringen lassen, ich ließ die Billete umschreiben, denn wir mußten einen Umweg machen über Dijon. Endlich fuhren wir hinaus in die französischen Lande; es dunkelte schon. Einmal auf der Fahrt gewann der Humor wieder die Oberhand. Frankreich hatte sich in Dunkel gehüllt und ein mehr als spärliches Licht erhellte das Abteil. Neben uns hatte sich eine ganze Familie einquartiert, die es sich mit echt französischer Ungeniertheit bequem machte. Ja, die beiden „Backfische“ in der Familie machten sogar Toilette für die kommende Nacht. Schließlich hörten wir „drüben“ noch seltsame Geräusche wie wenn man mit Pflanzenzieher Korkstößel löst, schrecklich glucksende Laute. Das war der Gutenachtkuß, sagte einer resigniert. Diese abscheuliche Sitte, sich auf Bahnhöfen solchergestalt zu begrüßen und zu verabschieden fängt schon im Elsaß an. Dieser „Sport“ ist

so allgemein in Frankreich und Belgien, so daß sich sogar Geistliche von Familienangehörigen „so“ trennen. Das ist pure „Geschmacksache“, aber einen echten, derben Händedruck ersetzt dieses „weibische Getue“ niemals. Da wir nun in Nacht und Dunkel Dijon zustrebten, fand ich es für angebracht, einige Notizen über die Städte zu geben, die wir passieren sollten. Montbéliard lag schon hinter uns. Jakob protestierte gegen meine Absicht, Peter aber war einverstanden und Jakob schloß trotzig ein. Montbéliard liegt am Rhein-Rhone-Kanal (Arrondissement Doubs) 10 000 Einwohner, Uhrmachereien, Schmelzöfen, Leder, Holz und Heimat Cuviers, des berühmten Naturalisten. Die Bahn führte durch lange Tunnels und einige Male über Brücken über den Doubs, ein ansehnlicher Fluß. An winzigen, ärmlichen Stationchen vorbei gings auf



Unsere Missionsstation St. Michael

Besancon zu, das ein bedeutender Eisenbahnpunkt zu sein schien, den großen Anlagen nach zu schließen. Während Jakob unerbittlich schnarchte, klärte ich Peter über die Stadt auf, wurde nur gestört durch einen riesigen Jagdhund, der mit seinem Herrn hier einstieg. Abteile für Jäger und Hunde gab es wohl im Zuge keine.

—Besancon, am Doubs; früher Hauptstadt der Franche-Comte: 55 400 Einwohner: Festung: Erzbischof: Akademie, 7. Armeeekorps, Uhrmacherei, Metallarbeiten, Drahtziehereien. — Also ein bedeutender Ort. Hier mußten wir freilich abzweigen nach Dijon, weil sonst wir längst der französischen West-Jura-Hänge weiter nach Süden gerollt wären. Wir mußten fast nördlich fahren, um von Dijon aus in verdoppelter Eile diese schreckliche Bummelei nachzuholen, bezw. „wett“ zu machen. „Dole“, wieder größerer Betrieb. Stadt am Doubs und am Rhein-Rhone-Kanal. 15 000 Einwohner, Heimat des unsterblichen Pasteur, Schmieden, Eisenwaren, Kleinschmieden, chemische Produkte, ein fleißiger Ort. Aber es war schon spät am Abend und von Dole sahen wir nichts. Jakob hörte auch nichts, sich dem Schlafen des Gerechten überlassend und unserer beiden Objsorgen.

(Fortsetzung folgt.)

Mus Maria Einsiedeln.

Von Schwester Engelberta C. P. S.

Soll ich schreiben oder nicht; diese Frage ist für jemand, der sonst keine Arbeit hat, nicht so schwer. In der Mission aber gibt es immer genug Arbeit, und als Ordensperson hat man auch das Beten lieb.

Ein altes Sprichwort sagt: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.“ Nun weiß ich wirklich nicht, was ich tun soll. Einesteils drängt es mich, die Feder zur Hand zu nehmen und alles, alles haarklein zu erzählen, weil ich weiß, daß ich doch manchem Leser Freude damit bereiten kann. „Was es auch Großes und Unsterbliches zu erstreben gibt: den Menschen Freude zu machen ist doch das Beste, was man auf der Welt tun kann,“ sagt so schön der berühmte Schriftsteller Rosegger. — Wiederum denke ich anderseits, gibt es vielleicht so manche, die sich ärgern an der alten Schwäztante, murren und kritisieren; je nun, das tut mir freilich leid, sehr leid, denn ich möchte ja niemand ärgern, niemand betrüben, nicht einmal ein Flieglein, geschweige denn einen Menschen oder vielleicht gar einen Mitbruder oder eine Mitschwester. Aber weil man es keinem Menschen auf der Welt recht machen kann, so kann ich halt doch nicht anders als etwas erzählen, aus Maria Einsiedeln und nur aus Maria Einsiedeln, weil ich jetzt eben in Einsiedeln bin. Vielleicht ist es noch gar nicht meine letzte Station. Seit der großen Reise von Centocow nach Maria Einsiedeln bin ich auf einmal „reisefreudig“ geworden.

„Es schienen so golden die Sterne, am Fenster ich einsam stand;
Und hörte aus weiter Ferne, ein Posthorn im stillen Land;
Das Herz mir im Leibe enbrannte, da hab ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da so mitreisen könnte, in dieser prächtigen Sommernacht!“
Freiherr v. Eichendorf).

Aus der bekannten Bilderbuchtante, der alten Schwäztante, wird schließlich noch gar eine „Reisetante“. Wer weiß! Vorderhand sitze ich aber noch fest in Maria Einsiedeln, mache nur kleine Reisen, von da nach St. Josef in Richmond und nach St. Cassian und bald werden wir auch die anderen gänzlich eingegangenen Außenstellen wie St. Elisabeth und Umkomazi auffrischen. „Das Wandern ist des Müllers Lust,“ fällt mir dabei ein und ich fühle mich in der Tat ganz „wanderlustig.“ Klettern wie die Ziegen? Nein, aber „Wandern!“ Wandern so recht nach Herzenslust, durch Wiese und Flur, durch sonnige Täler, in schwarze Kraalhütten hineinkriechen, — das erfreut! Also, frisch an's Erzählen!

Heute ist der 11. 4. 23. Ein glücklicher Tag für mich! Meine 15 Erstbeichtenden sind jetzt im Kirchlein. Es sind alte und junge Frauen; außerdem auch noch 8 Kinder und 2 junge Burschen. Wie ernst sie es nahmen während ihres Unterrichtes, wie aufmerksam sie waren; weit kamen sie her an den für sie bestimmten Tagen und Stunden und scheuten weder Sonnenbrand noch Regen, waren froh, daß sie jemanden hatten, der sie unterrichtete. Nun, Gott sei Dank, sind sie soweit, daß sie das hl. Sakrament der Buße verstehen. Der Herr wird ihren guten Willen segnen. Der Hochw. Herr P. Wilhelm ist wie ein Vater und nimmt sich der armen, alten Schafe liebevoll an; seit er da ist, hat er viele Beichten zu hören an Samstagen und besonders an Sonntagen vor der hl. Messe, meist zwischen 70 bis 80 hl. Beichten. Kommunionen teilt er gewöhnlich an Sonntagen an hundert und darüber aus.

13. 4. 23. Jetzt sind wir alle miteinander daran, uns den Täuflingen in besonderer Weise zu widmen. Von allen Seiten kamen sie daher, meldeten, wann sie schon ins Katechumenat aufgenommen wurden, bei welchem Umfundi und Katecheten sie bereits zu lernen angefangen hätten und wie dann durch die Kriegsjahre, durch den Wechsel der Hochw. Herren, und der Katecheten eine Störung entstanden sei; nun, wir schickten diese Frauen und Mädchen zu unserm Hochw. Herrn, welcher sie bereitwillig einer Prüfung unterzog, sie ausfragte über ihre Kenntnisse über den katholischen Glauben und nicht wenig erstaunte, wie die Leute gut unterrichtet waren, besonders aber sehr



Beim Pfliegervater.

schön und fließend alle Gebete beten konnten. Sie wußten die zehn Gebote Gottes, die Gebote der hl. Kirche, die sieben hl. Sakramente, kurz, alles was sie wissen mußten, sie verstanden auch von der hl. Taufe mehr, als wir gehofft hatten. Überglücklich gingen sie nach diesem Examen, das ein paar Stunden gedauert hatte, von dannen. Einige Frauen weinten vor Freude und Dankbarkeit, als sie sahen, daß es diesmal wirklich mit ihrer hl. Taufe ernst werde. Zwei mußten wir freilich abweisen, denn sie lebten in ungeordneten Verhältnissen und für ein großes Mädchen fanden wir es besser, daß es sich verheirate, da es ihr heidnischer Bursche ja zugab, daß sie gläubig werde, und er daran dachte, sich selber später zu bekehren. Nun halten wir fleißig Unterricht über die hl. Taufe.

15. 4. 1923. Heute haben wir alle Firmlinge aufgeschrieben; es sind zusammen über hundertundvierzig.

Unser Hochw. Herr Bischof kommt bald; wie wird sich Hochderselbe freuen! Ist er doch ein so großer Freund der lieben Eingeborenen, ein wahrhaft treuer, guter Hirte seiner Herde.

16. 4. 23. Unser Hochw. Herr möchte gerne nach St. Cassian ins Waldkirchlein; unsere liebe Schwester Domitilla muß aber heute mit Frau Camilla und Annerl hinauf und das Kirchlein wenigstens von innen schön rein machen. Schöne Bilder sind darinnen, „von lieben Wohltätern gespendet“, las ich in der Chronik von Einsiedeln. Wenn alles fertig, kann der Hochw. Herr mit unserm Paul hinauffahren.

Es sind tagtäglich Katechesen hier für das Volk. Am Dienstag kommen die von Richmond und St. Cassian, am Mittwoch die von Umkamazi, am Donnerstag kommen ein paar Burschen; ihre Farmer erlauben es ihnen nur an diesem Tag oder Sonntag, daß sie zur Station kommen; so muß man sie eben eigens unterrichten. Am Sonntag haben alle zusammen Firmunterricht und sonst natürlich haben unsere Schulkinder und Hausleute täglich Religionsunterricht. In der Schule lernen unsere Kinder hier nur das Praktische, tüchtig kaffrisch lesen, rechnen und schreiben. Im Englischen lernen sie nur leichte, kleine Sätzchen bilden, singen aber lernen sie tüchtig und arbeiten.

23. 4. 23. Es geht zu wie alle Tage. Gegenwärtig sind ziemlich viel Leute krank; die liebe Schwester Oberin teilt ziemlich viel Medikamente aus.

24. 4. 23. Unser Paul ist ausgeritten und hat einen Mann, der sterbenskrank war, getauft; derselbe starb auch gegen Abend.

25. 4. 23. Markustag. Heute war es schon bitter kalt hier. Wir haben natürlich heute auch tüchtig gebetet.

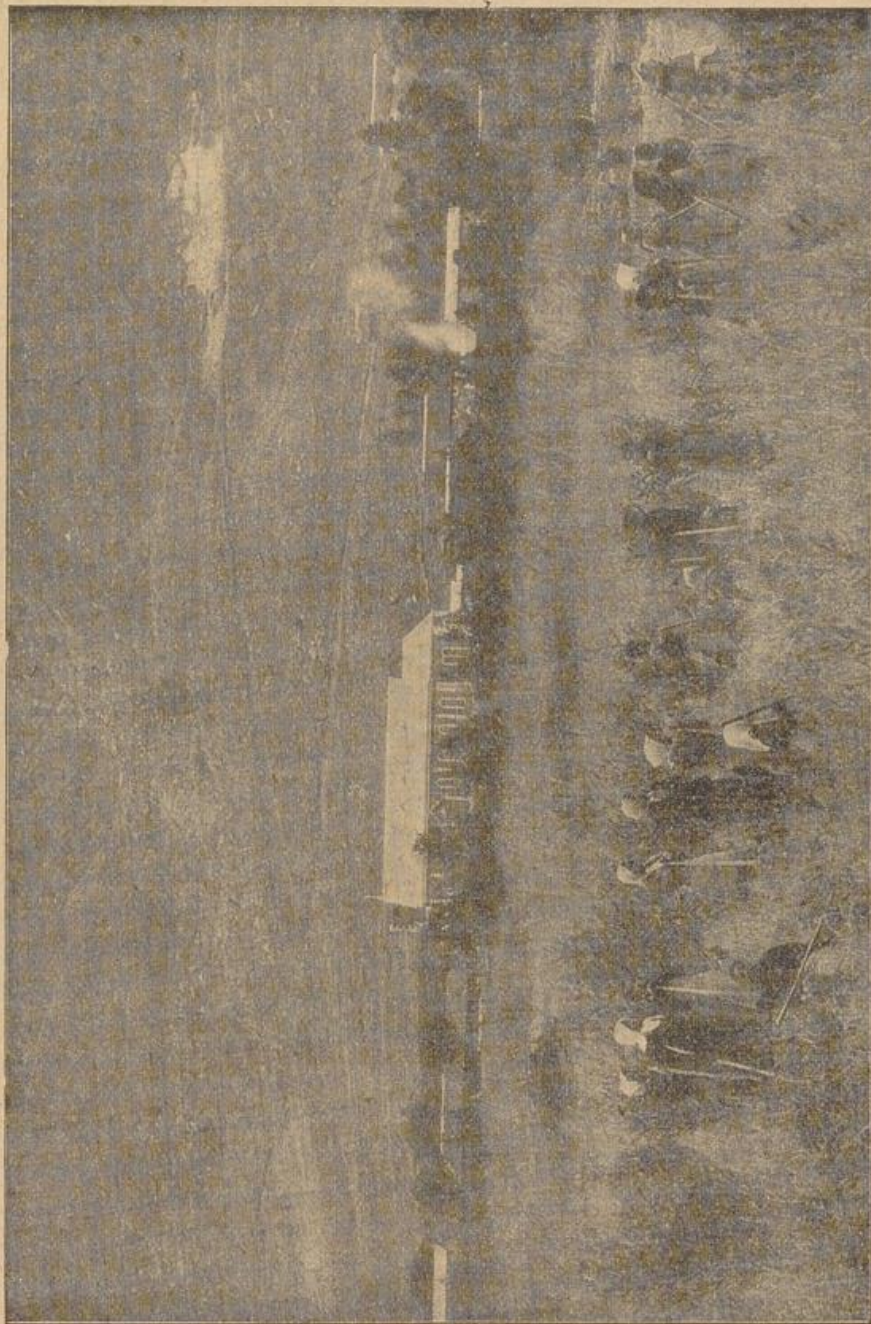
26. 4. 23. Die Leute sind gegenwärtig übereifrig. Jetzt kommen sogar auch ganz heidnische Zulufrauen mit Zustimmung ihrer Männer und bitten um Unterricht über den hl. Glauben. Wir schicken niemand fort und wenn auch nur eine Einzige kommt; die Leute müssen ja soweit herreisen. Freilich ist es mir manchmal ungelegen, aber ich freue mich doch und setze mich hin, sie zu unterrichten.

27. 4. 23. Heute gehen wir nach Richmond, d. h. wir fahren in unserem Trapp. Schwester Oberin kann gut kutschieren. Erst war ich noch ein bißchen ängstlich, sträubte mich, ihr mein „kostbares Leben“ anzuvertrauen — ach, das Leben ist doch noch gar zu schön! — Aber als ich sah, wie das so schön und flott dahinging, war alle Furcht weggeblasen.

28. 4. 23. Mein liebes Tagebüchlein, was habe ich dir heute Schönes mitzuteilen! Wir sind also in Richmond; die Nacht war freilich nicht eine der besten. Wir haben schrecklich gefroren in dem kleinen, runden Kraale neben dem Kirchlein, hatten nur eine einzige Wolldecke und hart war es auch auf dem Koffer zu liegen. Wir haben uns gleich bei Mr. N. N. anmelden lassen, galt diese Reise doch unsern armen Sünderinnen aus Centocow und wollten wir mit dem katholischen, jedoch abgefallenen Mr. N. N. wegen seiner lieben, acht halbweißen Kinderchen verhandeln. Samstag also, den 29., gingen wir gleich, nachdem wir eine Tasse Tee, den unsere Frau Lucia uns gekocht hatte, genommen hatten, auf die Farm des Farmers. Sein achtjähriges Büblein kam uns schon entgegen und sagte: „Vater und Mutter lassen bitten, doch gewiß zu kommen.“

Mr. N. N. war sehr freundlich und die schwarzen, jungen Frauen saßen schüchtern und besonders Clara sehr neugierig neben ihm. Die Kindlein kamen

alle, uns zu begrüßen. Alle wünschten, daß doch die armen Kleinen getauft würden. M. N. gab seine volle, freie Zustimmung und versprach uns, sein Versprechen, daß die Kinder christkatholisch erzogen würden, uns schriftlich



Schulmädchen von Maria-Matthias bei der Arbeitspause.

geben zu wollen. Wir vertrösteten ihn auf die Ankunft unseres Hochw. Herrn Bischofes, welchem wir diesen Fall vorlegen wollten. Mr. N. war erfreut und wir hoffen, daß er seine Sache mit der armen Clara auch ordnet. Clara meinte erst, wir würden ihr die Kinder wegnehmen; sie hätte es auch zugelassen, war aber dann doch sehr froh, daß wir keines nehmen wollten, denn,

wie wir sahen, führten sie sonst ein ganz schönes Familienleben und das Älteste, ein neunjähriges Mädchen, konnte schön beten, wie es ihr die Mutter gelehrt hatte. Als wir wieder heim gehen wollten, war Mr. N. in solch weicher Stimmung, daß er unserer lieben Schwester Oberin sogar drei große, prächtige Truthühner schenkte, was sie sehr freute, weil sie schon lange solche haben wollte. Gegen 11 Uhr bestiegen wir den Trapn und fuhren wieder heim in unser trautes Maria Einsiedeln.

29. 4. 23. Heute ist wieder ein vom Herrn besonders gesegneter heiliger Sonntag. Wo doch die vielen Leute alle herkommen? Fast alle sind schon Christen; jetzt kommen aber auch die Heiden aus der Nähe heran; es muß in der Tat ein besonderer Zug der Gnade sein, der jetzt die Seelen antreibt. Bist Du es, liebe Mutter von Einsiedeln? Willst Du selber die Missionärin machen, welche Deinem göttlichen Sohne Seelen zuführt? — Mein Gott, wir müssen fast alle Sonntage weinen vor Dank und Rührung. Die Hochw. Herrn Missionare, welche vor Jahren hier in Maria Einsiedeln gepredigt, ermahnt und scheinbar umsonst sich abgemüht haben, denn das Volk war gar so hart und unnahbar geblieben, können sich nun freuen; der Same, den sie gesät, ist erst nach Jahren langsam aufgegangen. Einige dieser Hochw. Herren sind schon tot. Wie wird sich die Seele des Hochw. P. Ansgar selig im Himmel oben freuen; er war der erste, welcher hier eine kleine Schule eröffnet hatte mit viel Mühe und Verfolgung, aber wenig Erfolg. Es war in den Jahren 87/88, wo ich selber hier in Einsiedeln durchreiste und diesen hochw. seeleneifrigen Missionar arbeiten sah und predigen hörte vor einem winzig kleinen Häuflein wilden Volkes. Später löste sich die Mission so halb und halb auf und Einsiedeln war durch zwanzig Jahre hindurch nur so ein „Ausspannplatz“, da damals noch keine Eisenbahn hier war und die ehrw. Brüder mit Ochsengespann von Mariannhill nach Reichenau und überall hinfahren mußten. Nach den zwanzig Jahren fing die Mission wieder etwas an und, wie schon gesagt, stand dieselbe vor dem Kriege in voller Blüte — da wurde aber alles wieder unterbrochen, das Volk war mit der Zeit eine zerstreute Herde ohne Hirten geworden.

Mit diesen Gedanken und Erinnerungen in meinem Herzen ist es Abend geworden; es ist schon kühl, aber wunderbar klar und stimmungsvoll. In den hohen, dichtbelaubten Bäumen fängt sich von Zeit zu Zeit ein leiser Windstoß und macht sie erschauern. Stern zittert an Stern. Wie lichtumstrahlte Engelsköpfchen lugen und schauen und grüßen sie durch die klaren Himmelsfenster herab.

„Heil’ge, klare Sternennacht!
In geheimnisvollem Schweigen
Läßt Du Deine Zaubermacht
Ab zur Menschenseele steigen.
(Fortsetzung folgt.)

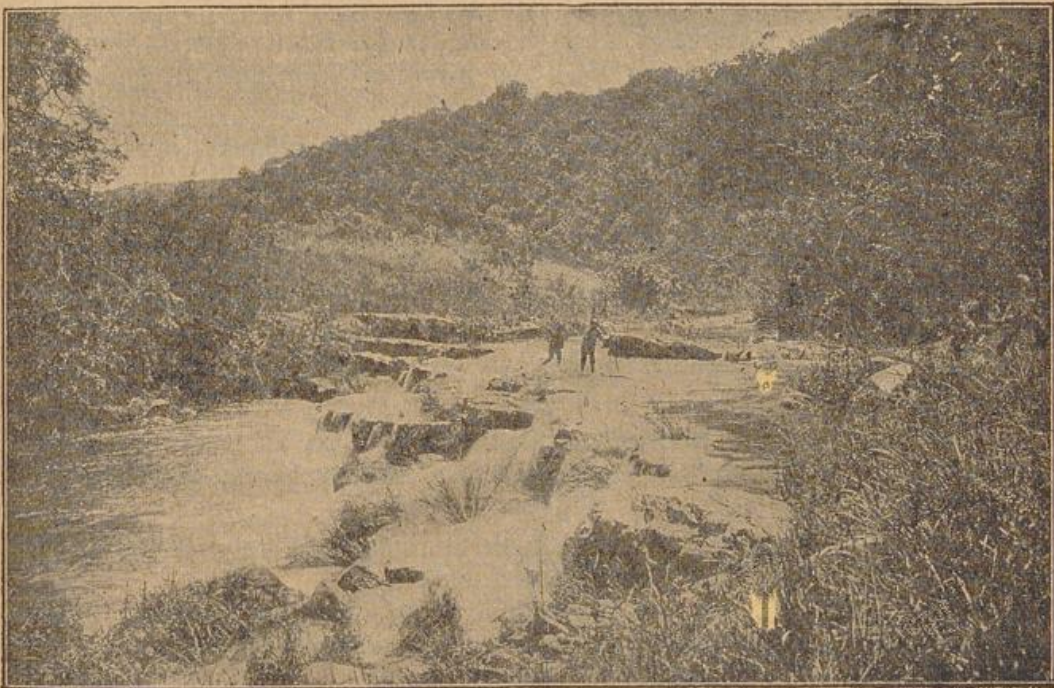
Unten — dumpf, verworren, klein,
Liegt die Erd’ im dunklen Schleier;
Droben — lichtvoll, groß und rein
Winkt des Himmels Friedenfeier.“
(Freericks.)



„Am Johanni“ in Mariannhill.

Heute ist der Tag des hl. Johannes des Täufers. Die Grasfeuer sind schon seit Wochen über die Hügel Nata's gezogen und haben die gelben Grasflächen in alle möglichen Brauntöne bis schwarz umgewandelt. Ein warmer Wind hat das überflüssige dürre Laub von den Ästen gesegt und den reifen Samen der Pflanzen weithin über die Erde gesät.

So wartet alles auf den Regen; das Regenwasser soll den Nährstoff der Pflanzen, der in der Erde liegt, auflösen; denn die Pflanze kann nur trinken. Nun sind zwei kräftige Regen niedergegangen und die Funktion des Wassers zeigt sich in den Küstengebieten Südafrikas im frischen Grün, das jetzt plötzlich hervorbricht; — Grün, wie aus Chromgelb und Ultramarin gemischt, in allen Graden der Mischung. Herrlich ist's!



Überqueren eines afrikanischen Flusses.

Ich denke, wie der Mensch selbst ist, so erlebt er die Natur; anders erlebt sie der Waldbesitzer, anders der Viehzüchter, anders der Ackerwirt und anders der Poet.

Auch das Getier belebt die Natur. Eine ganze Schar Vögel hat sich auf einem großen, wilden Feigenbaum hier in der Nähe gesammelt; sie gehören alle zur Familie der „M'somi“ und machen viel Lärm; der kleine Hund in unserer Schneiderei kann dieses Gelichter auf dem Baum da oben nicht leiden und pflegt kräftig hinaufzubellen.

Eben rollt der Donner und alles ist mit Regenwolken überhängt; das Frühjahr ist da; Wagen, Pflug, Zuggeschirr müssen in Ordnung gebracht werden; nach gutem Samen hat man sich umzusehen; so ist's in Mariannhill um Johanni.

(Von Br. Otto.)

Erweiterndes aus dem Schulleben der Eingebornen.

In folgendem wollen wir einige belustigende Antworten eingeborener, staatlich nicht geprüfter Lehrer und Lehrerinnen anführen von sehr abgelegenen Dorfschulen, die zur sogenannten „Sommerschule“ gekommen waren, in der für Lehrer passende Lektionen in englischer Sprache gegeben wurden.

Die meisten dieser Lehrer (etwa 100 an der Zahl) hatten die gegebenen Aufgaben erfasst und bemeistert und gaben genügende, gute, ja sogar ausgezeichnete Antworten. Das Resultat einiger derselben aber zeugte von einer heillosen Verirrung und Verwirrung. Hier die getreue wörtliche Übersetzung:

Erziehungsprinzipien.

Der Hauptlehrer allein genießt das Königareich, während der Hilfslehrer die Arbeit tut.

Wenn der Schulinspektor unangemeldet in die Schule kommt, fange ich zu denken an, was ich sagen soll, und wenn er mich anredet, dann sinnt mein Herz eiligst auf Fluchtpläne.

Wissenschaftliches oder gelehrtes Denken ist der Gedanke, der einem in den Sinn kommt, wenn man an rein gar nichts denkt.

Naturgeschichte und Gesundheitslehre.

Wir sollen Naturgeschichte lernen, weil die Hausfliege Krankheiten mit sich trägt.

In einer Fliege findet man zuerst einen Misthaufen und dann eine Hausfliege.

Schmutz verursacht Wanzen und Läuse am Körper, und wenn am Körper Schmutz ist, können andere einen schlechten Geruch hören. (Anstatt wahrnehmen.)

Das weiße Blut ist schwach; aber die Blutkugeln sind das starke Blut. Die Hausfliege trägt Beulenpflaster umher.

Sauge das Blut aus der Wunde und dann löse eine oder zwei Conde's Disteln auf. (Conde's thistles anstatt Conde's crystals.)

Geographie.

Die Hauptausfuhrartikel von Südafrika sind fabrizierte Ballen. — Grahamstown zeichnet sich durch seine großen Läden aus, die Wagen machen. — Ein künstlicher Wald ist ein Wald, der nicht natürlich ist.

Naturgeschichte.

Die Lebensgeschichte der Stechmücke: — Erstes Stadium: Die Stechmücke sticht. — Zweites Stadium: Aus dem Ei kommt ein unvollständiges Insekt, das nicht viel zu tun hat. — Drittes Stadium: Die Stechmücke als vollständiges Insekt ist gar nichts wert. Sie hat einen giftigen Stachel, der Malariafieber erzeugt.

Das Walfischöl wird für die Kerzen gebraucht und seine Gräte steckt man in die Schnürleiber der Mädchen, die sehr viel kosten.

Säugetiere werden von ihren Müttern geboren, die warmes Blut haben.

W. b. J.: In größter Angst meine Wohnung räumen zu müssen, ohne zu wissen wohin, wandte ich mich zu Unserer lieben Frau vom heiligsten Herzen, Unserer lieben Frau von der immerwährenden Hilfe und dem heiligen Joseph, sowie dem heiligen Antonius, dem wunderbaren Helfer in der Not, hielt die 9 Antoniusdienstage und hoffte und vertraute auf die göttliche Vorsehung. Aber immer trüber wurden die Aussichten durch die Befragung sowie durch die Rückkehr der Ausgewiesenen. Am 3. August 1924 machte ich die Wallfahrt nach Kevelaer zur Trösterin der Betrübten. Dank, heißen, herzlichen Dank der allerheiligsten Dreifaltigkeit, der lieben heiligen Schutzpatrone meiner Familie, Unserer lieben Frau vom heiligsten Herzen, Unserer lieben Frau von Kevelaer der Trösterin der Betrübten, denn acht Tage nachher erhielt ich eine Wohnung ganz nach Wunsch. Alles zur größ. Ehre Gottes.

Zürich: Dank der schmerzhaften Mutter Gottes, der kleinen Schwester Theresia vom Kinde Jesu für Erhörnung in schweren Leiden.

Küngoldingen: Innigen Dank der lieben Gottesmutter und dem heiligen Josef für eine glückliche Geburt.

Ohlau: Der lieben Gottesmutter mit dem Jesuskinde, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius sage ich öffentlichen Dank für erhörte Gebete. — Mögen die lieben Heiligen mir weiteren Schutz und Gnade erlesen für meine Familie. Anbei 55 Mk. Missionsalmosen.

Schwerin: Durch einen Unfall mußte ich 12 Wochen das Krankenbett hüten. Ich nahm vertrauensvoll meine Zuflucht zum heiligsten Herzen Jesu, zu der lieben Muttergottes und dem hl. Antonius. Ich habe Erhörnung gefunden und bin wieder so hergestellt, daß ich mein

Brot wieder verdienen kann. Anbei 5 Mark Missionsalmosen.

W. R. Zbach: 10 Fr. Antoniusbrot für ein schweres Anliegen.

Günzwil: Innigen Dank in Erhöhung für Bitte um Nachkommen auf die Fürbitte der lieben Muttergottes, des hl. Benediktus, des hl. Antonius, der hl. Mutter Anna und der seligen Theresia vom Kinde Jesu.

Lanerz: Dank dem hl. Joseph für Erhörnung.

Baden: Dank dem hl. Judas Thaddäus für Erhörnung in schweren Anliegen. Veröffentlichung versprochen.

M. J. U. Dank den heiligsten Herzen Jesu, der lieben Gottesmutter und dem hl. Antonius für Erhörnung in schweren Anliegen.

J. W. L.: Dank dem heiligsten Herzen Jesu, der lieben Gottesmutter und dem hl. Antonius für Hilfe in einem schweren Anliegen.

Zammersdorf: Dem heiligsten Herzen Jesu, unserer lieben Frau von der immerwährenden Hilfe und dem hl. Antonius sei Dank für Erhörnung in besonderen Anliegen.

Notthausen: Herzlichen Dank der Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Antonius und der hl. Mutter Anna für schnelle Hilfe in großer Geschäftsverlegenheit.

Goldbach: Vielen Dank dem göttlichen Herzen Jesu und der lieben Gottesmutter für erlangte Gesundheit unseres Kindes. Missionsalmosen wurde versprochen.

Offstern: Dank der lieben Gottesmutter, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für erlangte Hilfe.

N. N. Dank dem lieben Gott und dem hl. Antonius für Hilfe in Augenkrankheit. Veröffentlichung Versprochen.



MEMENTO.



Ripsdorf: Hochw. Pfarrer Düren, langjähriger und großer Wohltäter der Mariannhiller Mission.

Regensburg: Herr Kappel, Vater des Bruders Christian R. M. M. u. Wohltäter der Mariannhiller Mission.

Kriens (Zürich): Frau Küttel-Salzmann Witw. Große Wohltäterin unserer Mission und Mutter des hochw. P. Petrus R. M. M.

Sedenheim: Margaretha Veller. Rohrbach: Maria Theresia Sidot. Weipert-Neugeschrei: Theresia Müller. Ranzweiler: Anna Maria Ettlin. Ranzweiler: M. Ursula Dollmann. Ranzweiler: Katharina Niedlinger. Ranzweiler: Hochw. Herr Hofbauer Schamers. Chotischau: Josef Puchta. Kappelrodt: Katharina Küß. Mühlungen: Matthäus Wilm Busenbach: Rudolf Anderer. Langenerling: Pfarrer Georg Stief. Neumarkt: Katharina Dörsentagh. Wingoßheim: Maria Bohner. Stuttgart: Christine Bayer. Mehren: Luise Herbrand. Berghut: Hermann Joseph Bauer; Eine Mutter. Ehem. Fr. Ma-

ria Löbber. Aachen: Fr. Witwe Hermann Mertens. Remich: Ehrw. Mutter Florentine Frank. Cleve: Fr. Elisabeth Grünhage. Köln-Chrenfeld: Karl Rodewald. Exp. Frau Kessel. Köln: Bernhard Becker. Köln: Heinrich Gynnich. Horst: Fr. Johanna Lukas: Schalkenmehren: Angela Krämer. Schalkenmehren: Anton Lennert. Schalkenmehren: Luzia Schäfer. Schalkenmehren: Anna Maria Scheid. Schalkenmehren: Nikolaus Jungen. Böffelstelen: Katharina Schumm. Aichaffenburg: Alfred Löhr. Heidelberg: Daniel Hainthaler. Stein am Kocher: Franz Vogt. Schwyz: Sophie Reichlin. Freiburg: Elisabeth Späth. Arnegg: Anna Hungerbühler. Ernetschwil: Hochw. Pfarrer J. B. Stutz. Zürich: Franz Joseph Bleuler. Leutmerlen: Elise Künzli. Sanad-Hofen: Witwe Scherer. Walters: Maria Gräterfrau Theiler. Walters: Gottfried Fluder. Walters: Karol Stadelmann. Walters: Gottfried Staffeldt. Emmenbrücke: Joh. Witi. Altdorf: Elise Giesler. Barmen: Theresia Majenzet.



Empfehlenswerte Bücher.



Alle Bücher jeden Verlages können bezogen werden durch die
Missionsdruckerei u. Verlag St. Joseph, Reimlingen, (Schwab.).

DAS KIND. Märchen und Legenden um
Christmeß von **Walter Schmidkunz.** Ver-
lag Paul Stangl in München-Pullach.

Ein allerliebster Buch: eigentlich drei Bü-
cher. Wie herrliche Blumenguirlanden ranken
sich um die Geburt, die Flucht und die Kindheit
des kleinen Jesuskindes die fraulichen Legenden
in warmer, sonniger Pracht. In keiner echt christ-
lichen Familie darf das Büchlein fehlen. P. D.

Der 60. Jahrgang des **REGENSBURGER
MARIENKALENDERS** ist soeben erschienen.

Wie die früheren Jahrgänge zeichnet sich auch
dieser wieder durch seine Reichhaltigkeit aus.
Ausser einem vollständigen Kalendarium enthält
er auf 80 Seiten eine Fülle Unterhaltungsstoff.
Aus dem reichen Inhalt erwähnen wir nur die
Erzählungen: P. Dörfler, Die Mutter Gottes - A. Hö-
fer, Der Heilige Geist - Franz M. Willam, Mar-
thas letzte Messe - J. Turueniw, Die lebendige
Reliquie. Ein farbiges Einschaltbild sowie zahl-
reiche Textbilder vervollständigen diesen gedie-
genen Kalender. Selbstverständlich ist auch wie-
der das Märkteverzeichnis und ein Wandkalen-
der beigegeben. Preis 60 Pfennig. Zu beziehen
ist der Regensburger Marienkalender durch alle
einschlägigen Geschäfte oder direkt vom Ver-
lag Josef Kösel & Friedrich Pustet. Komm.-Ges.,
Verlagsabteilung Regensburg.

DIE HACKER VOM FREIWALD. Roman
von **Anton Schott.** 8° (15 u. 318 S.) Frei-
burg i. Br. 1924, Herder. Geb. in Lein-
wand G.-M. 4.60

Vor dem, leider nur allzutreffenden, Streif-
lichtern überhustem, düsteren Hintergrunde d.
Gegenwart, ziehen sich die Lebenswege einiger
urwüchsiger, holzschnittartig scharf gezeichneter
Waldbauern Typen durch die Zeit und über die Le-
bensbühne. Durch die stark gespannte Handlung
strömt als Kraft das Vertrauen auf das Gute und
Ewige.

AM LANDESTOR. Roman von **A. Bernard.**
8° (IV u. 252 S.) Freiburg i. Br. 1924, Her-
der. Gebunden in Halbleinwand
G.-M. 4.20

Ein historischer Roman voll Blut und Leben.
Das große Geschehen zur Zeit der Hussiten und
Böhmerkriege in der Grenzstadt Nachod. Bun-
te Volksfeste, prunkvolle Gelage und Turniere,
räuberische Uebergriffe der Ritter und der rohen
Soldateska, harte Gegenwehr der Bürger, Wohl-
stand und Verarmung, Glauben und Aberglaube,
ein stetes Auf und Nieder alles aber durch-
bebt vom großen um den Kelch und um die Frei-
heit des Böhmerlandes.

DAS LAND UNTER DEM REGENBOGEN.
Roman von **Alfons Schreieck.** 8° (VI u.
294 S.) Freiburg i. Br. 1924, Herder.
Geb. in Halbleinwand G.-M. 4.80.

Das Buch hat den braufenden Atem eines
Bekenntnisses. Daher sein inneres Tempo. Da-
runter leidet die Epik der Handlung keinesweg.
Die hochgemute und oft herrliche Idee des Ro-
mans verschmäh es nicht, in einer lyrischen Lau-
be oder ländlichen Idille ein Stündlein zu ver-
träumen, oder schnalzend den Humor wie ein
Hündlein zu locken, bis es tanzend an ihr hoch-
springt.

KNECHTE DER KLUGHEIT. Roman von
Franz Michel Willam 8° (IV. u. 284 S.)
Freiburg i. Br. 1924, Herder. Geb. in
Leinwand G.-M. 4.20

In einem scharfen Spiegelbild steht unsere ei-
gene Zeit auf, darin alte Sitten und neue An-
schauungen sich mischen, alte Vermögen in nichts
zusammenfallen und müheles Reichgewordene
sich brüllen, die Jugend und das Alter sich oft
nicht verstehen und die Leute aus dem früheren
Jahrhundert nicht mehr recht mitkommen.

FÜNF JUNGGESELLEN UND EIN KIND.
Eine traurig-lustige Geschichte von **Lud-
wig Mathar.** 8° (IV. u. 144 S.) Freiburg i.
Br. 1924, Herder. Gebunden in Leinwand.
G.-M. 5.-

Der Dichter führt uns in das stillverborgene
Städtchen des Hohen Venns, seine Heimat. Eine
traurig-lustige Geschichte. Wie eine in der
großen Welt gestrandete Menschenseele Glück
und Verzeihen im stillen, sicheren Hafen findet.
Wie fünf ausgepichte, wiederborstige Hagestol-
ze, des einspännigen Lebens satt, ihr Eigenheim
gründen, von fraulicher Güte gehegt und ge-
pflegt. Und mitten unter ihnen das Kind des
Hausmütterchens, ihr Liebling, ihr Abgott! Da
brechen alte Quellen kindlicher Unschuld, drol-
ligen Uebermutes, Da webt Lust und Sonne um
die Alternden und wandelt polternden Gries-
gram in verständnisvoll schmunzelnde Wonne.
Ein Freund und Kenner der Kindseele hat ge-
heimnisvollem Werden und Wachsen gelauscht.

KINDER UNSERER LIEBEN FRAU. Bilder
nach dem Leben gezeichnet von Schwest.
Adalberta Maria vom armen Kinde Jesus.
12° (VIII u. 196 S.) Freiburg i. Br. 1924,
Herder. Gebunden in Leinwand G.-M. 2.80

Die Verfasserin zeichnet eine Reihe von Ma-
rienkindern verschiedener Altersstufen, Charak-
teren und Lebensstellungen. Wir sehen das
schüchterne, kaum der Schule entwachsene
Mädchen in seinem Streben nach dem Ideal der
Kongreganistin und erfahrene Jugendbildnerin-
nen in ihrer eifrigen Sorge um das Wohl ihrer
Zöglinge; die von Heiterkeit sprudelnde Studen-
tin und ernst ins Leben schauende gereifte Töch-
ter; die verwöhnte, unbesonnene Einzige und
fleißige Stützen kinderreicher Mütter—all das
dem Leben abgelautet verrät viel Verständnis
für die Frauenseele und reiche Erfahrung in
der Leitung reifender Mädchen.

Nachdruck sämtl. Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur **P. D. Sauerland** Missionsseminar St. Joseph.
Druck und Verlag der **Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayern, (Schwab.).**